

Nr. 3844. Kriegsnummer 135. Preis 1 Mark.

Z
XIX

Tiroler Heldendank.

Von Julius Götz, Wien.

Gleichwie an zahlreichen Orten des Deutschen Reiches findet erfreulicherweise auch in den verschiedenen Kronländern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Heimstätten-Fürsorge für heimkehrende Krieger immer mehr Vorkämpfer und Gönner. Die aus so wahrhaft patriotischem und menschenfreundlichem Herzen gesprochenen Worte des deutschen Sozialpolitikers Bonne: „Wir müssen unseren Helden ein Fleckchen Erde von dem Land geben, für das sie gekämpft und geblutet haben, ein Fleckchen Erde, in dem sie wurzeln können, ein Fleckchen Erde, von dem sie kein unbilliger Hausherr verjagen kann, auf dem sie säen und pflanzen, auf dem sie ihre Kinder großziehen können, und darüber ein Stückchen Himmel, das ihnen gehört“, klingen heute allen Rechtschaffenen und Billigdenkenden wie eine ernste Mahnung, eine unumgängliche Ehrenpflicht ins Ohr.

Auch im schönen, heiligen Land Tirol, das gewiß nicht zu den reichsten Provinzen der Monarchie gehört, und das die Schrecken des Krieges auf eigenem Boden erdulden muß, hat sich mit dem Sitze zu Kufstein ein Verein für Tiroler Kriegerheimstätten gegründet. Tiroler Heldendank lautet sein Name. Und so schlicht und bündig wie er selbst ist auch das Wirken der braven, heimatstreuen Männer, die sich da zu gemeinsamem und tatkräftigem Schaffen zusammengefunden. Sie gingen ohne Zaudern und ohne viele große Worte zu machen, an ihr edles, anerkennenswertes Werk. „Von der Überzeugung ausgehend, daß schwierige, vielverzweigte Fragen am besten gegenständlich erörtert und erklärt werden, beabsichtigt der Verein Tiroler Heldendank, von einer Anzahl ausführungsreifer Pläne und Berechnungen, die Herr Zimmerermeister Georg Pirmoser in Kufstein in dankenswerter Weise ehrenamtlich ausgeführt und freundlichst zur Verfügung gestellt hat, die nachstehend näher beschriebenen Formen von Wohnheimstätten für heimkehrende Krieger zu bauen“, hieß es in dem Vereinsbericht — und heute erhebt sich schon die erste freundliche Anlage solcher Tiroler Kriegerheimstätten bei Kufstein, die ein Bild voll eigenen Reizes bieten. Der Erbauer dieser schmucken Tiroler Häuschen, der schlichte Zimmerermeister Pirmoser war es auch, der einen Betrag von 100000 Kronen als Stiftung zugunsten mittelloser, erwerbsunfähiger Kriegsinvaliden des Gerichtsbezirkes Kufstein und der Gemeinde Kössen gewidmet hat!

Kriegsfürsorge in Österreich: Die ersten Tiroler Kriegerheimstätten in Kufstein.

Die Anlage besteht aus Einfamilienhäusern in der in Nordtirol billigsten Bauart, nämlich in Holz. Sie sind gegen äußere Witterungseinflüsse gesichert und in sanitärer Beziehung völlig einwandfrei, der Unterbau ist aus Portland-Stampfbeton hergestellt. Die blockwandförmige Außenseite gibt dem Holzbau ein besonders freundliches Aussehen. Das Dach ist mit Platten gedeckt. Neben geräumigen Stuben, Küche, Speisekammer und dergleichen ist auch eine Stallung für Kleintierzucht vorhanden. Eine Spezialform: die landwirtschaftliche Heimstätte, besitzt noch seine Geräte- und Getreidekammer, Kuhstall, Tenne und Heuboden.

So bieten diese Tiroler Kriegerheimstätten zu Kufstein sonnige, gesunde und im Winter warme Erdgeschoß-Wohnungen, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Hausgarten stehen, ermöglichen in bester Form Garten-, Heim- und Werkstättenarbeit, desgleichen Kleintierzucht und den Eigenbau von Obst und anderer pflanzlicher Nahrungsmittel.

Was der Verein Tiroler Heldendank anstrebt, hat er schon mit seiner ersten Anlage gezeigt: in schlichter Schönheit und harmonischer Form ein Kriegerhaus zu schaffen, das, in heimischer Bauweise errichtet, in die Landschaft paßt. Und damit gibt er dem heimkehrenden Helden das, was diesem am teuersten ist, und für das der Brave gekämpft und standgehalten hat: die Heimat!

Kriegschronik.

10. Februar 1917.

Unter Feuerschutz stießen an vielen Stellen englische Erkundungstrupps, südlich von Sailly stärkere Abteilungen gegen unsere Stellungen vor. Sie wurden überall abgewiesen. Auf dem Westufer der Maas ist ein sich vorbereitender Angriff gegen Höhe 304 unterdrückt worden. Auf dem östlichen Flußufer, am Pfefferrücken, scheiterte der Vorstoß einer feindlichen Kompagnie. Bei Vaux (nördlich von St. Mihiel) drang einer unserer Stoßtrupps in die französischen Linien und vernichtete Unterstände mit ihrer Besatzung.

Nordwestlich von Stanislau brachte ein plangemäß durchgeführtes Unternehmen Gefangene und 3 Maschinengewehre ein.

Im Görzischen gewannen österreichisch-ungarische Truppen durch nächtliche Unternehmungen mehrere feindliche Grabenstücke, fügten den Italienern schwere blutige Verluste zu, brachten 15 Offiziere und 650 Mann als Gefangene ein und erbeuteten 10 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und viel sonstiges Kriegsmaterial.

Nach Ausweis der im deutschen Heeresbericht aufgeführten Luftbeuteziffern erledigten die deutschen Flieger und Abwehrformationen seit Kriegsbeginn über 1000 feindliche Flugzeuge, genau gerechnet bis Ende Januar d. J. 1002. Dabei sind nur die an der West- und Ostfront heruntergeholten englischen, französischen und russischen Flugzeuge gezählt; der Balkan und die Türkei mit ihren nicht unerheblichen Erfolgen sind nicht mitgerechnet.

11. Februar 1917.

Auf dem Nordufer der Ancre griffen die Engländer mit starken Kräften nordöstlich von Beaumont, auf dem Südufer östlich von Grandcourt und nördlich von Courcelette mit schwächeren Abteilungen an. Am Wege von Puisieux nach Beaucourt drangen sie in Kompagniebreite ein, an allen übrigen Stellen sind sie, zum Teil im Nahkampf, zurückgewiesen worden.

Im Walde von Ailly (südöstlich von St. Mihiel) und beiderseits der Mosel wurden französische Vorstöße abgeschlagen.

Nordwestlich von Monastir blieb ein französischer Vorstoß, südwestlich des Doiransees ein nach starkem Vorbereitungsfeuer einsetzender Angriff der Engländer ohne jeden Erfolg.

An der Tiroler Front führten österreichisch-ungarische Truppen zwei Unternehmungen erfolgreich durch. Im Suganatal nahm eine Abteilung des Infanterieregiments Nr. 14 eine feindliche Stellung südlich der Coalbaschlucht, machte 2 Offiziere und über 60 Mann zu Gefangenen und erbeutete 1 Maschinengewehr, 2 Pistolenmaschinengewehre und 1 Minenwerfer. Im Vallarsa-Abschnitt überfielen Kaiserschützen nachts die italienische Vorstellung in der Lenoschlucht und brachten 22 Gefangene und 1 Maschinengewehr ein.

Südlich des Tigris griffen die Engländer die türkischen Stellungen am 9. Februar den ganzen Tag über an. Nur auf dem linken Flügel gelang es ihnen, Boden zu gewinnen, sonst wurden sie überall unter den schwersten Verlusten zurückgeschlagen.

12. Februar 1917.

Östlich von Armentières und südlich des La Bassée-kanals scheiterten englische Angriffe. Während der Nacht griffen die Engländer sechsmal die zerschossenen Gräben von Serre bis zum Fluß an. Alle Angriffe sind abgewiesen worden. Der Feind hat schwere Verluste erlitten. Die Räumung einer unbrauchbar gewordenen Grabenlinie südöstlich von Serre war vor Einsetzung der englischen Angriffe plangemäß und ohne Störung durchgeführt worden.

Vorstöße unserer Sturmtrupps an der Düna und bei Kisielin, westlich von Luzk, gelangen im vollen Umfang.

Die Gesamtverluste unserer Gegner an Kriegsschiffen belaufen sich bisher auf 822535 Tonnen; nicht eingerechnet sind dabei Hilfskreuzer und Hilfsschiffe. Diese Tonnenzahl übersteigt die der gesamten französischen Flotte zu Beginn des Krieges, die die drittgrößte Seekriegsmacht der Welt ist, um 100000 Tonnen.

13. Februar 1917.

Zwischen Ypern und Arras scheiterten zahlreiche Vorstöße feindlicher Aufklärungsabteilungen.

Südlich des Dryswjatysees drangen Stoßtrupps in die russische Stellung und kehrten mit Gefangenen und einem Maschinengewehr zurück. Bei Zwyzyn am oberen Sereth wurde der zweimal wiederholte Angriff russischer Bataillone abgeschlagen.

Südlich der Valeputnastraße nahmen unsere Truppen einen stark ausgebauten Stützpunkt im Sturm. An Gefangenen wurden 3 Offiziere, 168 Mann, an Beute 3 Maschinengewehre und viel Feldgerät eingebracht.

Im Wippachtal wurden italienische Angriffe aus dem Raume von St. Peter abgewiesen.

Im Cernabogen griffen unsere Truppen eine feindliche Höhenstellung östlich von Paralovo an und stürmten sie und einige hinter der Front befindliche Lager. Bei geringem eigenen Verlust wurden 2 Offiziere, 90 Italiener gefangen, 5 Maschinengewehre und 2 Minenwerfer erbeutet.

14. Februar 1917.

Auf dem Nordufer der Ancre griff der Feind zweimal südlich von Serre an. Beide Angriffe wurden im Nahkampf abgewiesen, vor der Front sich festsetzende Teile durch Vorstoß mit der blanken Waffe vertrieben.

Im Mestecanesci-Abschnitt wurden mehrere Stellungen der Russen gestürmt und gegen heftige Gegenstöße gehalten. Die Gefangenenzahl hat sich auf 23 Offiziere und über 1200 Mann, die Beute auf 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre und 6 Minenwerfer erhöht.

Im Cernabogen blieben Angriffe der Italiener zur Wiedereinnahme der Höhe östlich von Paralovo ohne jeden Erfolg.

Am 11. Februar trieben die Türken auf dem rechten Ufer des Tigris den Feind auf die letzten Linien seiner Gräben in Dhara-Li östlich von Kut el Amara zurück.

15. Februar 1917.

Die Gegner verloren gestern 7 Flugzeuge, von denen Leutnant v. Richthofen 2 — seinen 20. und 21. Sieg im Luftkampf — abschoß.

Nördlich der Bahn von Zloczow nach Tarnopol glückte ein gut angelegtes, mit Schneid durchgeführtes Unternehmen in vollem Umfang. Nach kurzer Feuerwirkung drangen Sturmtrupps etwa 100 Meter tief in die russischen Linien ein, nahmen die Besatzung von 6 Offizieren und 275 Mann gefangen und hielten sich fünf Stunden in den feindlichen Gräben. Inzwischen gelang es den Mineuren, die ausgedehnten Minengänge zu zerstören und unter unsere Stellung geführte geladene Stollen unschädlich zu machen.

Das Marineverordnungsblatt vom 15. Februar veröffentlicht folgenden Befehl des Kaisers:

„An Meine Marine!

In dem bevorstehenden Entscheidungskampfe fällt Meiner Marine die Aufgabe zu, das englische Kriegsmittel der Aushungerung, mit dem unser gehässigster und hartnäckigster Feind das deutsche Volk niederzwingen will, gegen ihn und seine Verbündeten zu kehren durch die Bekämpfung ihres Seeverkehrs mit allen zu Gebote stehenden Mitteln. Hierbei werden die Unterseeboote in erster Reihe stehen. Ich erwarte, daß diese in weiser Voraussicht technisch überlegen entwickelte und auf leistungsfähige und leistungsfreudige Werften gestützte Waffe, im Zusammenwirken mit allen anderen Kampfmitteln der Marine und getragen von dem Geiste, der sie im ganzen Verlaufe des Krieges zu glänzenden Taten befähigt hat, den Kriegswillen unserer Gegner brechen wird.“

Nummer 3844. 148. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Nr. 3844. 148. Band.

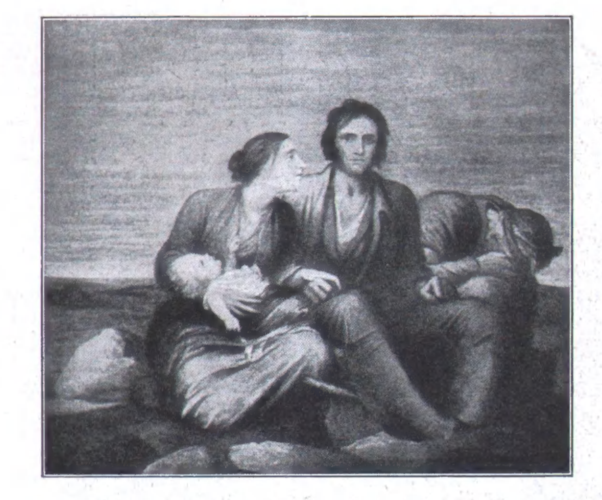


Von den Januarangriffen der Russen an der kurländisch-litauischen Front: Versuche der Russen, über das Düna-Eis zu gelangen, werden abgewiesen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von dem im Osten zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.

Das Grüne Eiland. / Von Dr. Georges Chatterton-Hill.

Der Verfasser des Artikels war ein vertrauter Freund des der englischen Justiz zum Opfer gefallenen irischen Patrioten Sir Roger Casement. Er ist in Madras (Südindien) geboren. Seine Familie väterlicher- und mütterlicherseits ist seit mehr als dreihundert Jahren in Südirland ansässig. Gegenwärtig lebt Dr. Chatterton-Hill in Berlin.



Die irische Hungersnot 1847. Nach dem Gemälde des englischen Malers G. F. Watts (1850).

Das Grüne Eiland. Durch den Nebel der Sage, in einen Schleier des Märchenhaften gehüllt, erscheint es noch der Mehrheit der Deutschen. Wenig zahlreich sind die Fremden, die seine Berge und Täler, seine Seen und Buchten aus eigener Anschauung kennen, die über seine Landstraßen gewandert sind, in seinen stillen Städten und Dörfern gewohnt, mit seinen Bewohnern in deren irischer Muttersprache oder im schwer verständlichen englischen „Brogue" gesprochen haben. Wie von der Welt abgeschnitten liegt das Grüne Eiland da; die Riesendampfer, die in Friedenszeiten, mit Passagieren beladen, den Ozean durchqueren, fahren hochmütig an seinen prachtvollen Häfen vorbei, als ob kein Reisender dort sein Ziel erblickte. Nicht schnell genug vermögen die stolzen „Ocean greyhounds" ihre Fahrgäste nach allen Ländern zu befördern, wo sie, je nach ihren Bedürfnissen, auf Kampf und Reichtum oder Sonne und „dolce far niente" hoffen. Keiner aber — oder höchst selten einer — will nach Irland. In einer von Licht durchfluteten Welt bleibt Irland in dem grauen Schatten der Abenddämmerung verborgen. Das rastlose Treiben geschäftiger Menschen drängt nicht dorthin, und wenn der betäubende Lärm des Alltaglebens die Küsten des Grünen Eilandes erreicht, ist er nur noch ein leises Zischen. Aber auch die Stimme Irlands, wenn sie vom meerumbrandeten Eiland zu der äußeren Welt hinübertönt, ist fast nur ein unvernehmbares Seufzen und Stöhnen, so etwas wie das Klagelied einer vom sanften Sommernachtwinde berührten Äolsharfe. Für die äußere Welt ein geheimnisvolles Land, eine Insel des Schweigens.

Und bis zum Ausbruch des großen Krieges hatte Irland tatsächlich lange geschwiegen — oder vielmehr, richtiger gesagt, hatte seine Stimme seit langem in die Welt nicht hineinzudringen vermocht, als ob die brandenden Wogen, die seine Küsten umspülen, bestrebt gewesen wären, den Schrei eines gefesselten und geknebelten Landes in ihrem Tosen zu ersticken. Ein Schrei des Leidens, des furchtbaren, ungeahnten Leidens, war es, der aus Irland ertönte und in den Wellen erstickte. Aber nicht nur des Leidens, sondern auch der Hoffnung — der unbesiegbaren, unzerstörbaren Hoffnung. Kein Volk ist jemals von glühenderer, leidenschaftlicherer Liebe für den Boden der Väter getragen worden als die Iren für ihre vom ruchlosen Feinde verwüstete Scholle. Das unbezwingbare Heimatsgefühl der Iren, ihre unausrottbare Anhänglichkeit an die uralten Überlieferungen der irischen Nation drücken sich in dem, von einem seiner Muttersprache beraubten Verfasser geschriebenen Gedicht aus:

„And our hearts shall yet beat, wherever we roam,
For God and Saint Patrick and our native home."

Ein Lied für Heimatlose und Vertriebene, wie es die große Mehrheit der Iren ist. Aber aus dieser Liebe zur Heimat quillt auch die Hoffnung empor. Dieser Liebe und dieser Hoffnung verdanken wir die Tatsache, daß trotz zehnfacher Übermacht und vierhundert Jahre beispielloser Verfolgung die Iren vor dem Untergang gerettet worden sind.

Wie ein Märchen klingt heute die Erzählung von Irlands Vergangenheit. Aber jene Vergangenheit ist kein Märchen, sondern eine dreitausend Jahre alte Wirklichkeit. Geschichtlich klafft zwischen Vergangenheit und Gegenwart der Abgrund einer entsetzlichen Fremdherrschaft, im Volksgeist jedoch ist die Vergangenheit lebendig; zwischen ihr und dem heutigen Tag ist kein Bruch, sondern heute setzt Gestern, das zwanzigste Jahrhundert das sechzehnte fort. Mehr noch, man kann behaupten, daß die Vergangenheit lebendiger ist in Irland als die Gegenwart. Es mag dies, wie Bernard Shaw, der anglisierte Ironiker, der in Paradoxen schwelgt und in der Kunst der Selbstreklame vortrefflicher Meister ist, behauptet, für das Eiland ein Verhängnis sein. Sicher ist, daß in keinem Land die Vergangenheit so allgegenwärtig und mächtig, gleichzeitig aber so „aktuell" ist wie gerade in Irland. Es entspricht dies dem natürlichen Hang der Kelten zum Mystizismus, einem Hang, der ebensowohl in der irischen Poesie wie im irischen Folklore vollendeten Ausdruck findet. Wie reich und mannigfaltig ist Irlands Märchenwelt! Und in diese Welt flüchten die Iren aus der allzuoft öden und grausamen Welt der Tatsachen. Ohne diese Zuflucht wären sie erdrückt, erstickt. Aus deren bunten Schätzen bereichern sie ihr Dasein, dem es an materiellen Gütern und Zerstreuungen fehlt. Hier atmen sie die freie, frische Luft, die von vergangenen Jahrhunderten her weht; hier hören sie liebe, vertraute Weisen, die aus weiter Ferne erklingen; hier finden sie wieder das hehre Bild alles dessen, was sie verloren haben, und was sie einmal wiederzugewinnen hoffen. Im erleuchteten Firmament sehen sie dieselben schimmernden Sterne, die auf irische Helden, die jetzt der Legende angehören, herniederblickten. Im Sausen des Windes an Winterabenden hören sie das Stöhnen ungezählter Märtyrer, die ihr Leben für die irische Freiheit opferten. Und in den Schatten der Dämmerung werden diese Dinge in konkrete, faßbare Realitäten umgewandelt, die nicht nur das Dasein durch ihre Poesie verschönern, sondern ihm auch Vertrauen und Mut einflößen und den Glauben an das Leben erstarken.

Die Vergangenheit als Simulans des Lebens, als Quelle des Willens zum Leben: in Irland mehr denn sonstwo trifft dies zu. Einen abtrünnigen Skeptiker wie Bernard Shaw treibt die Feststellung einer solchen Tatsache zur Verzweiflung. In seinem Theaterstück „**John Bull's other Island**", das eine Berliner Schaubühne aus unbegreiflichen Gründen gerade in der letzten Zeit aufzuführen für angebracht hielt, will Shaw die Vergangenheit seines einstigen Heimatlandes bespotten und begeifern, die Iren aus deren Träumerei und sentimentalem Heroenkultus aufrütteln. Er will eine Mahnung an seine irischen Landsleute erlassen, um sie aus der Welt der Einbildung und der Erinnerung in diejenige der Realität und des Vorwärtsstrebens zurückzurufen. Nichts besser als jenes groteske Stück beweist die Tatsache, daß Bernard Shaw die irische Denkart völlig fremd, ja unverständlich geblieben ist. Zu lange hat er in der Fremde gelebt, in der Hauptstadt eines stets berechnenden, eisig-nüchternen Philistervolkes, dessen materialistischem Geist sein eigener sich angepaßt hat. Der Utilitarismus ist der irischen Seele gänzlich fremd. Nicht in einem Bernard Shaw, sondern in einem William Butler Yeats, in einem Sheehan, in einem Douglas Hyde spiegelt sich die irische Seele wider — und auch in einem Roger Casement, in einem Pearse, in einem Mac Donagh, in einem Joseph Plunkett, in all den anderen Märtyrern der Osterwoche 1916.

Wofür sind alle jene Helden gestorben? Für genau dasselbe Ideal, für das die Helden von 1798, von 1848, von 1867 ihr Leben opferten, für das im achtzehnten Jahrhundert die irischen Soldaten in den Schlachten von Fontenoy und Blenheim — im Bunde mit den Franzosen — ihr Blut vergossen, für das in allen Erdteilen seit der Eroberung ihrer Insel durch die Angelsachsen heimatlose und verfolgte Iren gekämpft und gelitten haben: für das Ideal ihrer Freiheit. Und mag es einem Bernard Shaw, der den Wert des Lebens an der Höhe der Auflage seiner Schriften mißt, noch so töricht erscheinen, nichtsdestoweniger ist es sicher, daß das irische Volk niemals die Hoffnung auf Verwirklichung dieses Ideals aufgeben wird. Denn in den Gräbern seiner Toten wurzelt gerade Irlands Kraft, und die Hoffnung, welche immer wieder jeder neuen Generation von Iren entgegenstrahlt, ist nichts anderes als das heilige Vermächtnis unserer Toten! Die Stimme der Toten vermag ein Shaw in seinem Londoner Nebel nicht zu vernehmen — in Irland aber, wenn man lauscht, hört man sie sprechen aus jedem kahlen Felsen und jeder lachenden Wiese, aus jedem Baum und Fluß und Torfbruch. Die Stimme der Toten ist die Musik Irlands.

Wovon redet diese Stimme? Erstens von der Vergangenheit. Denn, so überrascht die Welt von heute sein mag, etwas Derartiges zu erfahren, das meerumbrandete Märcheneiland hat eine Vergangenheit hinter sich, die Großes, Erhabenes, Unsterbliches in sich verbirgt. Es gab eine Zeit, wo die Stimme der Insel des Schweigens in ganz Europa und in noch ferneren Ländern erscholl, ewige Wahrheiten verkündend. Es war die Zeit, als Europa nach Auflösung des römischen Imperiums von tiefster Finsternis umhüllt war. In diese Finsternis drang ein Lichtstrahl hinein, der aus Erin, der Grünen Insel, kam. Durch seine Missionare wurde aus der Grünen Insel die Insel der Heiligen. Von irischen Mönchen getragen, ward die Fackel der Liebe und der Hoffnung nach Schottland und Angel-Land, nach Frankreich und Deutschland, Italien und Spanien, Österreich und der Schweiz, Bulgarien und Nord-Afrika, sogar dem entfernten Island gebracht. Von irischen Mönchen ward Verzweiflung in Mut, Haß in Nächstenliebe, Anarchie und Chaos in Ordnung umgewandelt. Zwischen ungefähr 560 und 1100 hat die vom heiligen Columcille und vom heiligen Columbanus gegründete irische Mission ihre segensreiche Tätigkeit unermüdlich fortgesetzt. Dem Liebeswerk der Nachfolger von Columcille verdankten die Engländer den Segen christlicher Kultur. In allen Ländern des europäischen Festlandes waren die irischen Klöster Stätten des Wissens und des Friedens zugleich, wo nicht nur die zum Wohl des Körpers nötige Pflege, sondern auch des Geistes tägliches Brot zu finden war. Die Iren sind es in der Hauptsache gewesen, die Europa vom endgültigen Verfall nach dem Verschwinden des Römischen Reiches gerettet haben. Heuer noch begegneten mir als eiligem Reisenden Denkmäler jenes irischen Rettungswerkes: die Stadt Sankt Gallen in der Schweiz; die Schottenkirche im lieben, anmutigen, ewig jungen Wien; die Kirche von St. Foillan in der ehrwürdigen Kaiserstadt Aachen; ein prachtvolles illuminiertes Manuskript im Münsterschatz von Essen a. d. Ruhr. Es sind dies jedoch nur rein äußere, folglich bescheidene Denkmäler. Das Hauptdenkmal irischer Tätigkeit und irischen Opfersinnes bleibt eben die europäische Kultur.

Architektur und Musik, Astronomie und Mathematik, Theologie und Grammatik: in allen diesen Wissenszweigen waren die Iren des frühen Mittelalters in Europa voran, ebenso in der Rechtswissenschaft und später in der Medizin. Im zwölften Jahrhundert wurde die Hochschule zu Armagh von mehr als 3000 Studierenden besucht und übertraf als Stätte der Gelehrtheit bei weitem die berühmte Rechtsschule zu Bologna. Die irische Literatur hat der größte Keltist der Gegenwart, Kuno Meyer, als „einzig dastehend" bezeichnet. Die Poesie irischer Barden ging derjenigen der Trouvères und der Troubadours voran, und es wurden in Erin Legenden und Volkslieder gesungen, die zu den schönsten gehören, welche jemals aus dem Geheimnis der Menschenseele entstanden. Und noch bedeutender als die irische Poesie war womöglich die irische Prosa, wobei ich besonders die Fiktion im Auge habe, mit ihren Hunderten von Erzählungen, die so bunt und mit der ganzen Mannigfaltigkeit der überaus reichen keltischen Einbildungskraft ausgestattet, auch so voll zarter Schönheit sind. (Wegen näherer Einzelheiten über Irland und die irische Kultur in der Vergangenheit und in der Gegenwart verweise ich auf mein Buch: „Irland und seine Bedeutung für Europa" [mit einem Vorwort von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Eduard Meyer]. Verlag Karl Curtius, Berlin, 1916.)

Eins aber vergaßen die wissensgierigen und schönheitsbedürftigen Bewohner des Grünen Eilandes. Gelehrtheit, Kunst, Werke der Nächstenliebe nahmen ihre Aufmerksamkeit so vollständig in Anspruch, daß sie an die wirksame Verteidigung des eigenen Landes gegen räuberischen Überfall nicht dachten. Die Expansion Roms und die Völkerwanderung hatten Erin nicht berührt, die Legionen Cäsars und die Flut der wilden Barbaren aus den asiatischen Steppen waren bis dorthin nicht gedrungen. Später erreichten freilich dänische und normannische Eindringlinge die Gestaden des Grünen Eilandes, sie wurden aber wieder hinausgeworfen oder von der höheren irischen Kultur aufgesogen. Mit den Engländern war die Sachlage eine andere. Hier hatten es die Iren mit einem bereits im sechzehnten Jahrhundert mächtigen Volk zu tun, das ein klar überlegtes, festes, bestimmtes Ziel verfolgte: nämlich die Eroberung des Grünen Eilandes und dessen Umwandlung in eine englische Festung, um dadurch den Schlüssel zum Weltmeer und zur Weltmacht in die eigene Hand zu bekommen. Und gegenüber dem planmäßigen Vorgehen der Engländer waren die Iren, die den Ausbau einer eigenen Flotte zum Schutz der irischen Küsten vernachlässigt hatten, zur Ohnmacht verurteilt.

Wahrlich ein verhängnisvolles Versäumnis, von dessen tragischen Folgen uns die Stimme der irischen Toten in zweiter Linie erzählt! Vierhundert Jahre ungeahnten Leids und unbeschreiblicher Not sind die Strafe gewesen. An den Millionen irischer Märtyrer der letzten vier Jahrhunderte hat sich die allzu große Friedensliebe der Iren früherer Zeiten gerächt. Unbarmherzige Beraubung des gesamten Bodens und ruchlose Vertreibung der Bewohner von ihrer Scholle, Strafgesetze und Hungersnöte, Folter und Kerker, Brandstiftung und Sklaverei, Tod und Verbannung: hier haben wir die ganze Geschichte Irlands seit der Ankunft des englischen Ungeheuers am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Der englische Staat wollte Land erobern und Leute niedermetzeln, um die Weltmacht des werdenden Englands auf eine sichere Basis zu stellen. Auf Raub und Mord ging der einzelne Engländer aus, um die niedrigsten Instinkte der menschlichen Bestie zu befriedigen. Den Iren gegenüber war alles erlaubt; für sie existierten weder Gesetz noch Versprechen noch Ehre noch die elementarsten Begriffe der Rücksicht und des Anstandes. Es war Englands Dank dafür, daß die Iren ihm einst den Segen der Kultur gebracht hatten.

Unter der geistigen Herrschaft der Iren in England im siebenten, achten und neunten Jahrhundert wurden die Schwerter in Pflugscharen umgewandelt, Schulen gebaut, Handel und Schiffahrt gehoben, wurde Frieden gestiftet. Unter der Gewaltherrschaft der Engländer im Grünen Eiland seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sind Irlands Wohnungen Schlachthäuser, seine Mühlen Galgen, seine Straßen endlose Seen von Menschenblut geworden. Der ungeheuerliche Kontrast zwischen irischer Kultur und angelsächsischer Barbarei! Von dem Tage an, wo Heinrich VIII. von England im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts dem Grünen Eiland aus politischen, wirtschaftlichen und dynastischen Motiven seine Aufmerksamkeit zuwandte und die Eroberung desselben beschloß, ist Irland eine irdische Hölle geworden. Keine Qual ist ihm erspart worden. Planmäßig und vorsätzlich haben die Engländer seinen Boden geraubt, seine Sprache erwürgt, die Denkmäler seiner uralten Zivilisation vernichtet, seine Religion in Acht und Bann getan, seine Kirchen und Klöster geplündert, seine Priester und Patrioten niedergemetzelt, seine Gesetze zerstört, seine Industrie und seinen Handel ruiniert, seine Häfen gesperrt, seine Bergwerke geschlossen, seine Städte und Dörfer weggefegt, Millionen seiner Bevölkerung in den Tod oder in die Verbannung gejagt. Und dies alles haben die Engländer getan, damit die Kraft der irischen Rasse vernichtet, das Rückgrat dieser Rasse gebrochen werde. Auf den Leichen der Millionen irischer Märtyrer, auf dem Elend eines bis zum letzten Blutstropfen ausgesogenen Landes ist das Piratenreich Englands aufgebaut.

Die Stimme der irischen Toten spricht zu uns von den wüsten Orgien der englischen Soldateska im siebzehnten Jahrhundert, als die psalmensingenden Söldner Cromwells die kleinen Kinder in die Luft warfen und sie mit den Lanzen auffingen; von den wilden Horden des Generals Lake, die 1798, unter dem Vorwand der „Repression des irischen Aufstandes", Dörfer niederbrannten, Männer folterten, Müttern die Kinder aus dem Leibe schnitten, Frauen und Mädchen zu Tausenden schändeten und alsdann unter den entsetzlichsten Qualen töteten; von den Schreckensjahren 1846/48, die noch heute im Geiste jedes Iren lebendig sind, als über eine Million Leute Hungers starben mitten in den fruchtbaren Getreidefeldern, wo die vollen Ähren im Winde hin und her wogten, während Getreide und Vieh im Werte von mehr als einer Milliarde Mark unter dem Schutz englischer Bajonette vor dem Gesicht der hungernden Menschen weggeführt und nach England exportiert wurden, um Steuern an den englischen Staat und Pacht an englische Grundbesitzer zu zahlen. Während des neunzehnten Jahrhunderts allein, dank dem von den Engländern eingeführten Pachtsystem, haben



Vom westlichen Kriegsschauplatz: „Noch nicht!“ Für das gleichzeitige Vorbrechen zum Sturmangriff auf den nahe gelegenen feindlichen Graben warten, in Granattrichtern verstreut, die Mannschaften das nach der Uhr gegebene Leuchtkugelzeichen ihres Führers ab. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.



Blick auf Antwerpen vom vereisten Schelde-Ufer.



Die Treibeis führende Schelde. Im Hintergrund das Fort Tête de Flandre gegenüber Antwerpen.

Hungersnöte unaufhörlich gewütet, mit dem Ergebnis, daß die Bevölkerung von 8 200 000 auf 4 380 000 in siebzig Jahren gesunken ist.

Wer den irischen Haß auf England nicht versteht, oder wer ihn von der hohen Warte des grundsätzlich versöhnlichen Weltbürgertums aus zu verurteilen geneigt ist, der möge das erschütternde Bild des englischen Malers G. F. Watts — welches hier wiedergegeben wird — ansehen! Soll das Volk, in dessen Erinnerung solche Bilder aufsteigen, dessen Väter und Mütter durch des Eroberers Mörderhand wie Ungeziefer auf den Landstraßen umkamen, in dessen Ohren der entsetzliche, gellende Schrei dieses Leidens Tag und Nacht ertönt, dessen kräftigste und tüchtigste Söhne zum Exil in fernen Ländern verurteilt sind, dessen Herzblut aus ungezählten Wunden fließt — soll dieses Volk nicht etwa Haß empfinden? Und ist nicht sein Haß etwas Selbstverständliches, Organisches, Notwendiges, Heiliges?

Von der großen, ruhmreichen Vergangenheit spricht die Stimme der irischen Toten und von ungeahnten, furchtbaren, jeder Beschreibung spottenden Leiden. Ein Lied der Liebe und des Hasses singt jene Stimme, und in der Tat sind bei dem leidenschaftlichen Volk der Iren Liebe und Haß gleich urkräftig und unbändig. Die Liebe — sie gilt dem teuren Heimatland, das immer glühender geliebt worden ist, je mehr es unter der eisernen Faust des Eroberers zu leiden hatte, je mehr es entvölkert, verödet, verwüstet, geknechtet wurde. Und diese Liebe zur Heimat ist für die Iren keine hohle Phrase; durch das Blut der zahllosen Märtyrer ist sie besiegelt. Der Haß aber — er gilt dem Feind, dem einzigen Feind, der aber auch der Feind der gesamten Menschheit ist, der vor keinem Verbrechen und keiner Niedertracht zurückschreckt, um seine rein egoistischen, jeglichem Idealismus abholden Ziele zu erreichen. Dieser Feind hat Irland aus einem irdischen Paradies zu einer irdischen Hölle gemacht. Paktieren werden wir mit ihm, solange unser nationales Interesse es erheischt; vergessen und verzeihen werden wir aber nie und nimmer.

Als ich vor ein paar Jahren in Tournai, an der Westgrenze Belgiens, war, besuchte ich das nahe liegende Dorf Fontenoy. Hier wurde 1907 von dem irischen Volke ein aus irischem Granit gehauenes keltisches Kreuz errichtet, „zum Andenken an die Soldaten der irischen Brigade, welche in der Schlacht von Fontenoy den Bruch des Vertrages von Limerick rächten.“ Liebe und Haß — diese beiden tiefsten Gefühle der irischen Seele — haben die irischen Helden von Fontenoy vor 170 Jahren angefeuert, haben ihnen den Sieg gewährleistet. Liebe und Haß: beide gleich notwendig, gleich heilig! Die eine bedingt den anderen. In der Liebe zur Heimat wurzelt der Haß gegen den Unterdrücker, und aus diesem Haß wird der Wille zum Sieg ewig neu geboren! Ebenso wie die unauslöschlichen Zukunftshoffnungen des Irenvolkes ihr festes und gesichertes Fundament in der unsterblichen Vergangenheit besitzen.

Welche Hoffnungen knüpfen wir nunmehr an den gegenwärtigen Krieg? Die einfache Logik würde die Gewährung seiner Autonomie an Irland als eine der Friedensbedingungen fordern, sintemal England angeblich das Schwert zur Befreiung der kleinen Völker gezogen hat.

Zonnebeke, von einem deutschen Fesselballon aus aufgenommen.

Vom Kriegsschauplatz in Flandern.

In ihrer Antwort auf Präsident Wilsons Anfrage hat die Entente die Ziele dargelegt, für die sie kämpft. Zum soundsovielten Male hat die Welt erfahren, daß England und Rußland für Freiheit, Kultur, Menschenrechte gegen das Barbarenland eines Goethe, eines Leibniz, eines Kant, eines Bach, eines Holbein fechten! Sollte dann Deutschland die Welt nicht seinerseits daran erinnern, daß es Länder wie Irland und Finnland, Indien und Ägypten gibt, welche auch der Befreiung von englischer und russischer Tyrannei harren? Wenn die britischen Machthaber sich erdreisten, Deutschland vor dem Gericht der Menschheit wegen „ruchloser Kriegführung“ und angeblicher Greueltaten in Belgien anzuklagen, sollte da nicht die deutsche Regierung England vor demselben Gericht wegen seiner zahllosen, unbestreitbaren und unbestrittenen Verbrechen gegen das irische Volk offene Anklage erheben?

Politik aber wird nicht durch Logik, sondern lediglich durch Macht bestimmt. Und heute besteht daher die Frage, ob das Resultat dieses Krieges eine solche Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten Deutschlands bringen wird, daß die Autonomie Irlands herbeigeführt werden kann. Wahrscheinlich wird Englands Groll und Haß gegen das irische Volk, das es trotz allen Anstrengungen nicht hat ausrotten können, infolge der Ereignisse während des Krieges nur noch gesteigert. Schwere Tage stehen Irland zweifellos bevor. Wir schauen aber weiter als morgen oder übermorgen, in eine Zukunft, wo die Sonne unserer Hoffnungen doch endlich am blutroten Horizont aufgeht. Denn eines Tages muß Deutschland die Bedeutung Irlands für die eigene Existenz und das eigene Gedeihen erkennen, wenn Deutschland sich in der Welt durchsetzen will. Auf diesen Tag warten wir einstweilen vertrauensvoll.

Ein Lied der Liebe und des Hasses singt die Stimme der irischen Toten, die gleichzeitig die Stimme Irlands ist. Ein Lied des unergründlichen Leidens, aber auch der zuversichtlichen Hoffnung. Daß die Deutschen dieses Lied vernehmen, daß sie etwas von Irlands Vergangenheit und von seinen Hoffnungen erfahren, die Wichtigkeit der Lösung der irischen Frage für die zukünftige Entwicklung Deutschlands verstehen mögen, ist mein tiefempfundener Wunsch. Und selbst wenn den Deutschen der irische Mystizismus, die irische Neigung zur Schwärmerei und zur Träumerei nicht behagen sollten, mögen sie vom realpolitischen Standpunkt aus den Wert irischer Freundschaft zu schätzen wissen und sich bewußt sein, daß der Schlüssel zur Freiheit der Meere im Grünen Eiland, das die Eingangspforte zum Ozean bildet, allein zu finden ist!

Gerade hatte ich diese Zeilen niedergeschrieben, als die Kunde uns erreichte von dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika. Die deutsche Note an den Präsidenten Wilson vom 31. Januar hat alle nationalgesinnten Iren jedenfalls insoweit mit Freude erfüllt, als sie dem Wunsch Ausdruck gab, Irland seine staatliche Autonomie wieder gewährt zu sehen. Dieses Eintreten der deutschen Regierung für die gerechte Sache Irlands wird die amerikanischen Iren, deren Situation fortan um so schwieriger geworden ist, ermutigen. Von allen pazifistischen Strömungen jenseits des Atlantiks ist — obwohl sie von Reuter und auch von der deutschen Presse unerwähnt bleiben — diejenige irische zweifellos die stärkste. Ob sie jedoch stark genug sein wird, sich gegen die mächtige englandfreundliche Strömung durchzusetzen, muß abgewartet werden. Es ist aber sehr zu begrüßen, daß gerade in diesem Augenblick eine Deutsch-Irische Gesellschaft in Deutschland ins Leben gerufen worden ist, weil hier wieder ein Beweis geliefert wird, daß Deutschland den Wert irischer Freundschaft im Weltkrieg zu schätzen weiß. Besonders in Zusammenhang mit der deutschen Note vom 31. Januar, wird eine solche Gründung ihre gute Wirkung auf die amerikanischen Iren nicht verfehlen. Schon deshalb wäre aufrichtig zu wünschen, daß die Deutschen der Deutsch-Irischen Gesellschaft, an deren Spitze zahlreiche führende Männer der Politik, der Industrie, der Gelehrtenwelt stehen, und deren Geschäftsstelle sich in Berlin (Budapesterstraße 14) befindet, in größerer Zahl beitreten.

Kaiser Karls neuer Hofstaat.

Es ist nur natürlich, daß der neue Kaiser und König der Österreichisch-Ungarischen Monarchie sich auch mit neuen Männern zu umgeben sucht und die zwar bewährten, aber durchweg fast schon im hohen Alter stehenden Diener Franz Josephs I. durch jüngere Kräfte ersetzt. Wie es seinem überaus liebenswürdigen, gütigen und gerechten Charakter entspricht, hat er jenen, die seinem Großoheim treu zur Seite gestanden haben, in schmeichelhaftester Weise und unter Verleihung hoher Auszeichnungen gedankt und an ihre Stelle Leute berufen, mit denen er schon als Thronfolger in enger Berührung stand, und die er schon von früher her genau kennt. Sehr erfreulich ist es, daß es durchweg Persönlichkeiten sind, die auch in weiteren Kreisen große Sympathien genießen und von denen man allgemein überzeugt ist, daß sie zu den hohen Stellen, zu denen sie das Vertrauen und die Gunst des Monarchen berufen, vorzüglich geeignet sind.

Gleich nach seiner Thronbesteigung berief Kaiser Karl den Generalmajor Zdenko Prinzen v. Lobkowitz als

Von den Kämpfen bei Verdun: Artillerieduell bei Beaumont. Vorn der Caures-Wald, im Hintergrund der Louvemont, in der Mitte dazwischen Beaumont.
Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Martin Frost.

Bei einer Feldflieger-Abteilung in Flandern: Rückkehr von einer Abenderkundung in Ypern. Nach einem Aquarell des Kriegsteilnehmers Hans Lucht.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.



Leopold Graf Berchtold, der neue Oberstkämmerer. (Phot. d'Ora, Wien.)



Zdenko Prinz v. Lobkowitz, der neue Generaladjutant. (Hofphot. C. Pietzner, Wien.)

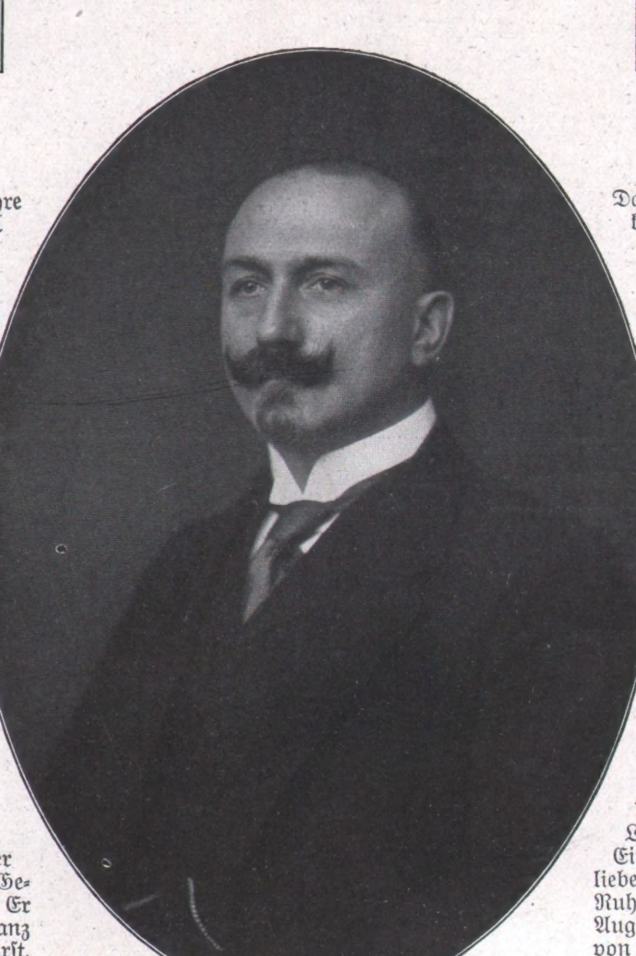
Generaladjutanten an seine Seite. Der Prinz war lange Jahre hindurch Kammervorsteher des damaligen Erzherzogs Karl Franz Joseph gewesen. Die beiden Generaladjutanten des Kaisers Franz Joseph, die Generalobersten Graf Paar und Freiherr v. Bolfras, blieben jedoch in der ersten Zeit neben dem Prinzen Lobkowitz in ihrer Stellung und traten erst einige Wochen später zurück. Freiherr v. Bolfras war auch der Chef der Militärkanzlei des Kaiser-Königs. Sein Nachfolger in dieser Eigenschaft wurde sein bisheriger Stellvertreter Feldmarschalleutnant Ferdinand Ritter v. Marterer.

Sehr wichtig sind die jüngsten Veränderungen in den obersten Hofämtern; an die Stelle des Ersten Obersthofmeisters Fürsten v. Montenuovo (vgl. Nr. 3422 der „Illustrirten Zeitung" vom 28. Januar 1909), des Oberstkämmerers Karl Grafen v. Brzezie-Lanckoroński (vgl. Nr. 3688 der „Illustrirten Zeitung" vom 5. März 1914) und des Direktors der Kabinettskanzlei Dr. F. Freiherrn Schießl v. Perstorff traten neue Männer, die auch bisher in hervorragenden Stellungen tätig gewesen sind.

Zum Obersthofmeister wurde Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst ernannt. Er war zuletzt — für ganz kurze Zeit — gemeinsamer Finanzminister, vorher Minister des Innern im Kabinett Stürgkh und früher noch langjähriger Statthalter von Triest. Vor mehreren Jahren ist er bekanntlich während einiger Wochen auch österreichischer Ministerpräsident gewesen. Er ist ein demokratisch gesinnter Kavalier, erfüllt von modernen Ideen und großer Tatkraft. Insbesondere als Statthalter von Triest hat er Hervorragendes geleistet und die wahre Gesinnung der Italiener weit früher als viele andere erkannt. Er ist der Sohn des einstigen Obersthofmeisters Kaiser Franz Josephs, des Prinzen Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, und der ältere Bruder des gegenwärtigen österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin. Er wurde am 16. Dezember 1863 in Wien geboren und vermählte sich 1888 daselbst mit der Gräfin Franziska v. Schönborn-Buchheim.

Der Nachfolger des Grafen v. Brzezie-Lanckoroński ist Leopold Graf Berchtold, Freiherr von und zu Ungerschitz, Fratting und Pullitz, der — als Nachfolger des Grafen Aehrenthal — bis Januar 1915 Minister des Äußern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gewesen ist. Nach seinem Rücktritt von diesem Amte diente er als Husarenoffizier an der Front und wurde später zum Obersthofmeister des Erzherzog-Thronfolgers Karl Franz Joseph ernannt. Graf Berchtold ist ein großer Kunstfreund und besitzt selbst schöne Sammlungen. Sein Sinn für Kunst und Wissenschaft wird ihm jetzt besonders zustatten kommen, denn dem Oberstkämmerer ist die Verwaltung und Ausgestaltung der reichen Schätze des Kaiserhauses, seiner Museen, kunst- und wissenschaftlichen Institute anvertraut.

Mit Freiherrn Schießl v. Perstorff tritt ein treuer, pflichteifriger Beamter in den — in seinem vorgeschrittenen Lebensalter wohlverdienten — Ruhestand. An seine Stelle wurde zum Leiter der Kabinettskanzlei Artur Ritter v. Polzer berufen, der bisher Kanzleidirektor und erster Schriftführer des österreichischen Herrenhauses gewesen ist. Sektionschef v. Polzer diente zuerst in der steiermärkischen Statthalterei, dann lange Zeit im Unterrichtsministerium. Er ist ein genauer Kenner der politischen Verhältnisse und des staatlichen Organismus. Seit Jahren erfreut



Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der neue Erste Obersthofmeister. (Hofphot. C. Pietzner, Wien.)

er sich schon des besonderen Wohlwollens und Vertrauens des neuen Kaisers, den er als Erzherzog wiederholt auf Reisen und Ausflügen begleitete. C. J.

Hinaus in die Adria!

Von Graf Karl Scapinelli, Kriegsberichterstatter.

Wie der Schützengrabenkrieg, ist auch der Krieg zur See hier in der Adria ein Kleinkrieg geworden, der Mut und Kampf genug in sich birgt, ohne daß man den breiten Schichten von großen Taten erzählen könnte.

Ein glücklicher Zufall ermöglichte es mir jüngst, aus einem südlich in der Adria gelegenen Hafen mit einem unserer schnellen Kriegsschiffe eine fast vierundzwanzigstündige Hochseefahrt zu machen.

Schon ein paar Tage vorher hatte ich mich in einem Hafen zu einer Fahrt in der Adria eingeschifft, es war auf einem kleinen Dampfer, doch ich wartete vergebens die ganze Nacht auf das Torpedoboot, das uns abholen sollte. Es kam nicht, und so mußte ich wieder ans Land.

Aber heute sollte ein Schnellkampfschiff S. M. des Nachts in die Hochsee fahren, und der Bescheid lautete: „Seien Sie von sechs Uhr an in dem kleinen Fischerdorf X. Ein kleines Motorboot wird sie bei Anbruch der Dunkelheit abholen und auf ein Kriegsschiff bringen, das nachts vor Anker geht."

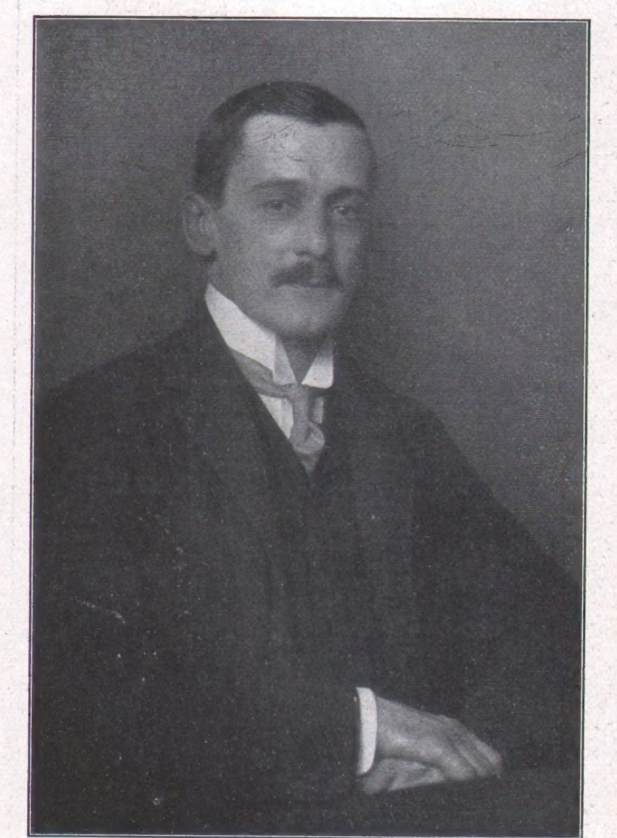
Ich harrte, harrte mit freudeklopfendem Herzen am kleinen Molo, sah in den dunklen Abend hinaus. Die blaugrauen Schiffsrümpfe in der Ferne des Hafens waren mit dem Wasser, mit der Umgebung im Dunkel zu einer schwarzen Masse verschmolzen. Lichter, kleine, zitternde Lichter leuchteten überall auf, zogen lange Zickzacklinien ins Wasser, blitzende winzige Scheine, von denen man nicht wußte, kamen sie vom Ufer, kamen sie von kleinen Barkassen oder von den Kriegsschiffen. Nur von den hohen Masten da und dort flammten sekundenlang die Lichtsignale auf.

Dann kam aus der Ferne ein Licht auf mich zu, schwankend und wankend vom Wogenschlag und doch in der Richtung bestimmt und sicher hierher! Mein Motorboot! Ein junger Schiffskadett sprang ans Land, mein Gepäck ward verstaut, und hinaus ging's ins Meer, dem Schiff, irgendeinem, dessen Namen ich noch gar nicht wußte, entgegen.

Zwischen Schiffsbäuchen, riesig und hoch gegen uns winzige, ging's, an Dampfbarkassen vorüber, dann an eine Falltreppe, ein paar Lichter, blau abgedämpft, erscheinen über uns. Wir steigen hinauf, ein Stab von Seeoffizieren scheint sich versammelt zu haben, das Deck ist in ein Zelt verwandelt. Es gibt eben für die Mannschaft eine Kinovorstellung! Der Kommandant, die Offiziere haben uns begrüßt, wir müssen gleich Platz nehmen, und der Film läuft weiter.

„Fahren wir denn nicht heute nacht aus?" fragte ich den neben mir sitzenden Offizier gleich! Schon dachte ich, daß wieder etwas dazwischengekommen sei. Aber es ist bestimmt, um drei lichten wir die Anker!

Ich bin erstaunt. Zwar singen die Maschinen im mächtigen Leib des Schiffes ihr surrendes kraftspeicherndes Lied, aber die Mannschaft feiert noch? Es sind die Dienstfreien! Sie werden zum Überfluß noch ein paar Stunden schlafen, ehe es hinausgeht. Und bald tritt auch Stille auf dem Kampfschiff ein, Lichter erlöschen, Menschen strecken sich überall zur Ruhe. Ein Glas Bier beim stahlharten und doch so österreichisch-liebenswürdigen Kommandanten, und dann geht auch er zur Ruhe auf vier Stunden noch. Denn morgen heißt es, die Augen offen halten, draußen in der Adria, draußen im weiten, von Feinden durchkreuzten, belauerten Meer!



Dr. Artur Ritter v. Polzer, der neue Leiter der Kabinettskanzlei. (Phot. d'Ora, Wien.)



Feldmarschalleutnant Ferdinand Freiherr v. Marterer, der neue Chef der Militärkanzlei. (Phot. Kaiserlicher Rat Ch. Scolik, Wien.)

Der neue Hofstaat des Kaisers Karl von Österreich, apostolischen Königs von Ungarn.



Bei der österreichisch-ungarischen Marine in der Adria: Der Zerstörer „Reka“ beschießt in der Nacht vom 22. Dezember 1916 in der Otrantostraße einen italienischen 1500-t-Zerstörer, der havariert den Kampf aufgeben mußte. Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von k. u. k. Korvettenkapitän August Freiherrn v. Ramberg.

Uns Landratten ist alles auf einem Kriegsschiff etwas Neues und Ungewohntes. Man kommt vor lauter Schauen und Staunen nicht zum Schlaf. Zwar lege ich mich mit einem Kollegen in eine saubere, hübsche Kabine, aber wir wollen morgen früh nichts, rein gar nichts vom ersten Befehl an versäumen, wollen mit der ersten Mannschaft auf den Socken sein und haben daher nicht allzuviel Zeit zum Schlafen. Schnell halb ausgezogen in die prächtig warme, starke Schlafwolldecke geschlagen und ein wenig geschlummert.

Die Maschine atmet, anscheinend nicht weit von uns, schwer wie ein Schlummernder und holt tief, tief Atem, sie sammelt Kraft!

Alle Luken sind verrammt, alles Licht abgeblendet! Hat man ein bißchen geschlafen? — Ein Ruf dröhnt durchs Schiff, ein Kommando, alles Leben erwacht. Ein Jauchzen der Freude scheint es zu sein! So schnell tonnen die Leute sonst nicht auf den Füßen sein wie heute! Alles Manövrieren, alles Üben hat ein Ende, Kriegsarbeit, bestimmte, zielbewußte Arbeit beginnt, hinaus in die Adria geht es! An den Feind! Und alle Augen werden sehend! Wißt ihr, was es heißt, wenn Seemannsaugen sehend werden? Sie werden besser als alle Fernrohre, sie dringen durch das Dunkel, sie kennen am nächtlichen Horizont jeden Punkt, und wenn er viele Meilen weit liegt!

Auf Deck stehe ich in meinen Mantel gehüllt, die Kommandos ertönen, leise, fast geflüstert in der Nacht. Dunkle Gestalten tun fast lautlos das Werk, der Anker hebt sich, Ketten knirschen, wieder ein Kommando, das Schiff dreht sich, leise, kaum merklich, nimmt es Kurs! Oben auf der Kommandobrücke steht im Dunkel der Herr dieses Schiffes, sonst ein liebenswürdiger Linienschiffskapitän, jetzt der verantwortungsvolle Herr, der harte, sichere Gebieter! Der Kommandant! Kein Offizier, kein Matrose redet ihn mehr anders an. Nicht die Charge gilt, nur das, daß er der Erste ist auf dieser gepanzerten, schwimmenden Welt, die da draußen in der Adria Österreich-Ungarn verkörpert! Er trägt im Augenblick das Geschick dieses Schiffes, in gewissem Sinne das Ansehen seiner Monarchie hinaus auf die flüchtigen Wogen. Die Fahrt ins Dunkel, die Fahrt hinaus durch Minenfelder, an lauernden feindlichen Unterseebooten vorüber, soll praktisch dokumentieren, daß die Adria unser ist, österreichisch-ungarisch, trotz aller Feinde, die sie belauern wollen, trotz aller Feinde, die sie begehren!

Herr der See wollen wir sein! Da heißt es, auf der Hut bleiben. Ein dunkler Koloß schiebt sich durch die schlummernden Schiffe der Bucht, stößt ins Meer, ist vor den Minenfeldern. Der Mond, gelb, groß, wirft als neutraler Scheinwerfer zuerst Licht auf den Schiffsrumpf! Das Land verschwindet, unsere Maschinen begnnen keuchend ihr Letztes herzugeben! Volldampf, Volldampf! — Schwarz legt sich schützend ein Wall von Rauch auf das Deck, wir sausen pfeilgeschwind dahin. Denn hier in der Nähe der Häfen lauern gerne die feindlichen U-Boote. Unser Kurs ist für sie ein Rätsel, wir fauchen in merkwürdigen Linien dahin.

Sonnenaufgang! An allen Ecken, an allen Stellen des Deckes lehnen Matrosen, lugen hinaus in die Dämmerung, schauen, schauen auf die Wasserfläche, suchen, suchen winzige Punkte dort, kleine Linien vielleicht, hinter denen sich der Feind verbirgt! Sie haben daheim auch Weib und Kind, die Tapfern, und sich und diese schützend, schützen sie uns alle. Schon ein-, zweimal hat einer vom Batteriedeck oder vom Backbord eine Meldung an die Kommandobrücke gegeben, daß er auf soundso viele Meilen einen Punkt gesichtet.

Oben auf der Kommandobrücke steht der Kommandant, er prüft die Meldung nach, läßt auch den Aufmerksamen kommen, der sie zuerst gebracht, und belobt ihn.

Wach sein, ist hier alles. Einmal schon haben wir gegen einen fernen Punkt direkt, rasch entschlossen, Kurs genommen, um ihm nicht die Breitseite zu bieten, dann sind wir, nachdem wir näher kamen, wieder weiter in unserm früheren Kurs.

Ein goldener Frühlingsmorgen in der Adria auf rasch gleitendem Kriegsschiff! Kann es was Schöneres, Reineres, Erhaben-Froheres geben? Alles Licht, alles Luft! Blau die Wogen, tiefblau, wie nur die Adria ist, wie Glas im Schmelzbruch! Ganz ferne verdämmert dann und wann eine der vielen Adriainseln, ein Wahrzeichen magischer Kraft für die Marine, andere da und dort aus neuerer Zeit, mit jungem Ruhm umgeben!

Ganz anders sehen heute die Matrosen drein, sie scheinen erst jetzt mitten in der Hochsee wirklich zu all den Geschützen, wo sie stehen, bestimmt, seit jeher bestimmt zu sein.

Weiter geht die Fahrt, der Funkspruch hat wieder U-Boote in der Nähe eines gewissen Punktes gemeldet, und wir müssen achthaben.

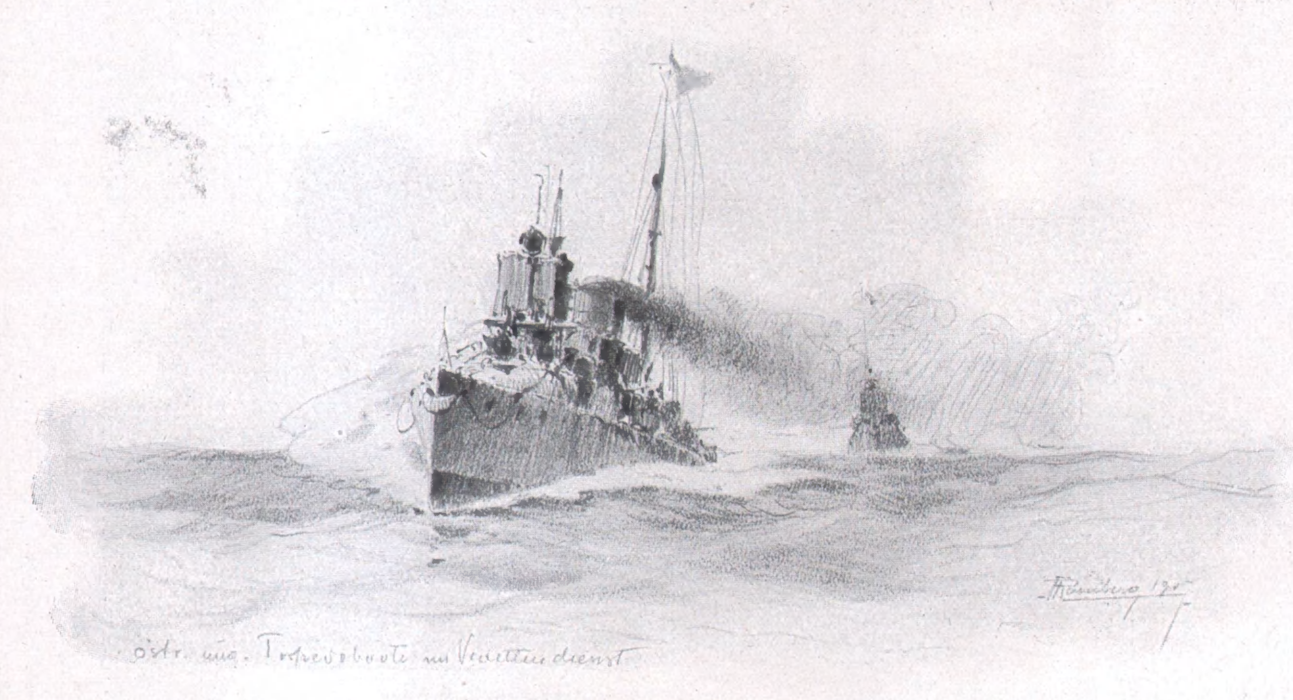
Der Tag verrauscht in Sehen und Schauen, in Harren und Plaudern. Die Offiziere wechseln beim Dienst, nur der Kommandant harrt aus! Nachmittags! Abends! — Die Dunkelheit nimmt zu, da nähert sich uns eine kleine Armada; ein Torpedobootzerstörer, zwei Torpedoboote kommen uns entgegen, um uns mitzunehmen durch die lauernden Gefahren der nächsten Zonen. Wir fahren, von dem Großen in Führung genommen, von den Kleinen flankiert, nun stundenweit dahin. Dunkel wieder wie gestern abend, Volldampf wie heute nacht, und doch fühlt man sich im Rumpfe des Schiffes geborgen.

Warm, arg warm wird es, die Maschinen blasen den heißen Odem überall hin! Endlich heißt es, wir nähern uns dem Hafen, sind hinter dem ersten Wellenbrecher an tausend lauernden Toden, an Kränzen von Minen draußen vorbei.

Wo war der Feind? Es ist dieselbe Frage, die man von den Deutschen hört, die Engländer suchen. Wo war der Feind? Man hatte ihn gemeldet! Hat er uns nicht erblickt? Scheute er unsere Stahlrohre? Unsere sicheren Geschütze, die ihm schon einmal schwer geschadet? Wir haben die Adria durchkreuzt, bei Tag und des Nachts. Wir haben ihn nicht gefunden! — — — Wer ist der Herr der Adria? Der, der sie begehrt, der sie für immer überlassen haben möchte, oder der, der sie sich im Kampf, im Krieg erhalten? Wer ist der Herr?! — —



Versenkung eines feindlichen Überwachungsdampfers in der Otrantostraße durch den Kleinen Kreuzer „Novara“.



Torpedoboote beim Wachtdienst.



Versenkung eines italienischen Seglers durch ein Unterseeboot.

Bei der österreichisch-ungarischen Marine in der Adria.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von k. u. k. Korvettenkapitän August Freiherrn v. Ramberg.

Annemarie. Eine erlebte Kriegsnovelle von Lothar Knud Fredrik :: :: ::

(1. Fortsetzung und Schluß.)

Heerwalt schlug wieder den Weg zu seinem Unterstande ein. Das Schneetreiben hatte aufgehört. Die Kraft der Sonne kam zur Geltung; ihm wurde ordentlich warm auf dem forschen Weg; in der Nähe seines Unterstandes trat er auf den Schützenauftritt und spähte zum Feinde hinüber. Wie auf einem Brett lag die russische Stellung vor ihm, übergossen von dem Licht der jungen Sonne. Alle Einzelheiten waren aufs deutlichste zu erkennen, alle Gewehrstände, jede einzelne Schießscharte. Nur die Drahthindernisse sah er nicht, weder die des Feindes noch auch die eigenen, die hatte der Schnee zugeschüttet. Wie ein reines, glattgestrichenes Tuch lag der schmale See in der Senkung zwischen den Linien.

Ein paar Kugeln klatschten in die Deckung neben ihm. Hurtig sprang er hinunter, lachte froh und frei und barg das Glas wieder in seinem Behälter. Der Infanterieposten unweit von ihm beantwortete die Herausforderung.

„Recht so!“ klopfte er dem stattlichen Graukopf auf die mächtige Schulter. „Geben Sie ihm nichts nach, auch nicht einen Deut!“

„Nee, Herr Leutnant!“

„Ich bin Feldwebel“, berichtigte Heerwalt.

„Nee, Herr Leutnant!“

Heerwalt lachte:

„Dann wissen Sie mehr als ich —“

„Weiß ich auch, Herr Leutnant!“

Jetzt wurde er doch stutzig:

„Woher?“

„Ihr Bursche, Herr Leutnant —“

„Mein Bursche? . . . Na, so ein Bursch' —!“

Da erschien Martens in der Tür des Unterstandes; er hatte seine Stimme gehört.

„He, Martens! Mal her zu mir!“

„Herr Leutnant?“

„Herr Leutnant?! — Also Sie haben die Geschichte eingerührt?“

„Nein, Herr Leutnant, ich nicht. Die Abteilung. Als Herr Leutnant eben fort waren, klingelte Herr Hauptmann an. Herr Leutnant sollen noch einmal anrufen. Und Achselstücke kommen heut mit der Feldküche.“

„Martens!“ Heerwalt faßte den langen, blonden Friesen bei den Schultern. „Mensch, Mann, Jüngling, Kind!“

„Und ich gratuliere auch schön, Herr Leutnant!“ Er freute sich so, daß er sich schneuzen mußte.

Heerwalt lehnte stumm an der Grabenwand, in seinem Ohre brauste und orgelte ein Jubelchoral; er war ja so glücklich und so voll Dank, so voll von unendlichem Dank . . .

„Annemarie, du — du —“ flüsterte er vor sich hin. In dem goldenen Glanz stand ihm plötzlich ihr Bild, ihr liebes, liebes Bild und lachte ihn mit dem vertrauten innigen Lächeln an — „Annemarie — meine Anne —“

„Ich hab allens aufgeschrieben, Herr Leutnant“, riß ihn der treue Martens aus seiner seligen Versunkenheit. „Der Zettel liegt drinnen.“

Da stürmte er fort und hinein.

Nachdem das Telephon geschnarrt hatte, saß er und schrieb einen langen, langen Brief, einen echten Schützengraben- und Soldatenbrief, der so gar nichts hatte von kluger Überlegsamkeit und kalter Logik, der von einem tollfrohen, berauscht glücklichen Herzen diktiert war.

„Und mit dem Patent vom 1. Oktober —“ hieß es darin. „Du, weißt Du nun auch, daß Du am 3. Oktober also mit gar keinem Vizespieß kriegsgetraut worden bist! Du! Sondern mit einem regelrechten deutschen Offizier. Du, mich freut das so Deinetwegen. Natürlich freue ich mich auch. Aber für Dich freut es mich doch am meisten. Und Deiner Mutter wird das sicher auch eine wohltuende Beruhigung sein. Sie war doch eigentlich mächtig dagegen, als ich während des Offizierkursus mit der Heiratsabsicht herausrückte. Weißt Du noch, das erstemal fiel sie beinah in Ohnmacht. Und wie wird sich Papa freuen, und Rudi. Du, sag' mal meinem sekundanerlichen Schwager, er soll seine paar Kröten Taschengeld nicht immer in Zigaretten für mich anlegen. Und weißt Du noch etwas — nun wird gespart für unser Heim. Jetzt hab' ich es ja auch. Hurra, Du — Du — Annemarie, mein Weib, mein Mädel, mein Glück — ich küsse Dich! Wie oft, das weiß nur der Winterengel, der mir dieses prächtige Geschenk überbracht hat und mir jetzt beim Schreiben über die Schulter schaut; und der verrät es keinem, niemandem, niemandem!“

Diesmal las Johannes Heerwalt, der ruhige, sichere, klare Mensch, den Brief nicht, wie er sonst stets tat, noch einmal durch. So wie er war, so kunterbunt und von der Logik des Herzens diktiert, steckte er ihn in die Briefhülle.

„Martens, daß Sie mir den Brief heute abend nicht vergessen!“

„Nein, Herr Leutnant. Bestimmt nicht!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war bereits völlig dunkel. Vollmondschein und Sternenlicht leuchteten. Zwei Offiziere kamen durch den zerschossenen Schützengraben. Seit Mittag hatte bis vor kurzem die feindliche Artillerie auf den deutschen Gräben herumgetrommelt. Aber viel Unheil hatte sie nicht angerichtet. Die tiefgehenden Stollen hatten die Mannschaften geborgen; nur Grabenteile und ein paar bedeutungslose Unterstände waren ihrer Kanonade zum Opfer gefallen.

„Ob er heute abend noch kommt?“ fragte der Infanterist.

„Nein, ich glaube nicht. Vielleicht 'ne Tastpatrouille heute nacht. Mehr nicht; für nächtliche Massenangriffe ist er nicht mehr zu haben“, entgegnete der andere in der rotpaspelierten Jägeruniform. „Aber größte Wachsamkeit ist natürlich geboten.“

„Wissen Sie schon den neuesten Divisionsbefehl?“

„Hm? —“

„Allerhöchste Alarmbereitschaft! Eben angekommen!“ Der Infanterist lachte launig. „Meine Leute stehen schon seit Tagen mit aufgepflanztem Seitengewehr.“

Eine dunkle Gestalt versperrte ihnen plötzlich den Weg.

„Halt! Wer da? Parole!“

„Kaiserslautern! — Kennen Sie mich nicht?“ Heerwalt trat dicht an den Mann heran.

„Herr Feldw—, Herr Leutnant! Ick jratulier ooch schön!“

„Danke. Aber —“

„Viertes Gewehr — auf Posten nischt Jenauet!“

„Gut, Schöller. Und nun geben Sie mir mal Ihre brave Hand. — Und, hat Ihnen denn die Abteilung nichts gesandt?“

Der schluckte:

„Na?“ half Heerwalt nach.

„Von Herrn Hauptmann drei Flaschen Bier . . .“

„Schau an! — Daß mir die aber diesmal nicht verkauft werden! Die sollen Sie trinken! — Damit aber Ihre Frau nicht zu kurz kommt und Ihre Kinder —“

„Herr Leutnant —“

„Bitte, kein Sträuben! Jetzt darf ich Ihnen auch mal hin und wieder unter die Arme greifen, Sie braver, braver Kerl!“

Nachdem Heerwalt einen Blick in den Mannschaftsunterstand getan und allen einen „Guten Abend“ gewünscht hatte, wanderten die Offiziere weiter.

„Was war das eigentlich mit dem Mann da vorhin, mit dem Scholler oder Koller, Herr Kamerad?“ erkundigte sich der Infanterist.

„Schöller, meinen Sie. — Ach nur so ein Stückchen praktisches Christentum. Wie man es eben hier draußen erlebt. Ein Maschinensetzer, der früher wohl mal seine Frau verhauen hat, wenn ihm was nicht zupaß war. Jetzt verkauft der Mann seine Flasche Bier — die erste und einzige, die wir bisher geliefert bekommen haben! — verkauft sie, um seiner Frau etwas mehr Geld senden zu können, als ihm die armselige Gefreitenlöhnung sonst erlaubt. Sein Gewehrführer erzählte es; so erfuhr es mein Hauptmann. Das Menschenherz ist doch ein seltsames Ding . . .“

„Und so ein Schützengraben auch!“

„Sie haben recht“, sagte Heerwalt ernst.

Sie schwiegen; jeder hing seinen Gedanken nach.

„So, und hier bin ich am Ende", Heerwalt reichte dem Kameraden die Hand.

Als er die Tür zu dem Unterstand öffnete, klangen ihm Gesang und Zupfgeigentöne entgegen:

„. . . Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren . . ."

Er verharrte still in der Tür, bis das Lied zu Ende war.

Wie er an dem Tisch im Kreise der Kameraden saß mit dem vollen Trinkbecher in der Hand, den sie ihm aufgenötigt hatten, erkundigte er sich nach dem Gitarrenkünstler. Ein blutjunger Ersatzmann letzten Nachschubs erhob sich. Er mußte viel spielen. Immer wieder, immer wieder. Und als er müde war, nahm ihm Heerwalt die Laute aus der Hand.

„Zeigen Sie mal — ich kann auch ein bissel. Leider ist meine Zupfgeige in Frankreich geblieben. Im vorigen Jahr, als die Franzosen uns den Unterstand in Stücke schossen, mußte sie mit daranglauben. Na ja —"

Er griff ein paar Akkorde. Dann sang er, sang er, worauf er den ganzen Abend vergeblich gewartet hatte, seitdem er den ersten Lautenklang vernommen — sein Lied, sein Annemarielied:

„Wir müssen mit dem Russenpack
Gar wilde Schlachten schlagen;
Von einem Wiedersehenstag
Kann, Liebste, ich nichts sagen.
Vielleicht werd' ich bald bei dir sein,
Annemarie!
Vielleicht auch scharrt mich morgen ein
Die ganze Kompagnie, die ganze Kompagnie . . ."

Dann erhob er sich schnell. Nun war er nicht mehr zu halten. Nun mußte er allein sein. Allein mit sich und seinem himmelstürmenden Gefühl, seinem Glück und seiner Sehnsucht.

„Du — ich glaube, der hat 'ne Liebste, die so heißt!" meinte ein ganz Schlauer.

„Mensch, quasseln Sie nicht", verwies der junge Unteroffizier. „Er ist doch verheiratet!"

„Na — dann heißt seine Frau so!" beharrte der Starrkopf.

Johannes Heerwalt aber stand draußen in einem stillen Grabenwinkel und hatte seine Augen an einen ganz kleinen, ganz blassen, unscheinbaren Stern gehängt, und ihm war, als sähe er goldleuchtendes Lockenhaar und ein Paar sonniger blauer Augensterne, die er über alles liebte, über alles in der Welt. Und der Winter in Flandern wurde ihm lebendig, jener erste Winter in Feindesland, als junger, junger Krieger. Nun war ein Jahr darüber hingegangen, ein volles Jahr. Wie lange noch? . . . Er seufzte:

. . . Von einem Wiedersehenstag kann, Liebste, ich nichts sagen . . .

Ein Krachen drüben im feindlichen Graben weckte ihn aus Traum und Sehnsucht. Wie eine Sternschnuppe kam eine russische Brennzündermine herübergesaust. Ein beträchtliches Stück hinter dem deutschen Graben zersplitterte sie machtlos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der neue Sommer stand im deutschen Land, mit dem letzten Fuße; unter seinem segensreichen Schritt war eine reiche Ernte herangereift, schwere Früchte hatten Baum und Strauch getragen. Der deutsche Sommer hatte die haßverzehrten Gelüste der Feinde besiegt, wie die deutschen Waffen alle ihre Anstürme. Der Herbst stand vor der Tür.

In Sonne gebadet lag das schmale Lazarettzimmer. Zu kurzer Mittagsruhe hatte sich der Verwundete niedergelegt. Seit der kürzlich erfolgten zweiten Operation an dem kugelzerfetzten Arm hatte der Stabsarzt es so gewollt; „Ruhe ist die beste Medizin", hatte er gesagt. Der junge Leutnant Johannes Heerwalt hatte sich nicht gern gefügt, seine kräftige Natur spottete selbst dieser herben Verwundung. Vor ein paar Tagen war er aus dem Feldlazarett in das Reservelazarett der mitteldeutschen Stadt gekommen, aber nicht sofort hatte er seiner Frau geschrieben; erst nach der Operation, die ihm den linken Unterarm kostete, tat er es. Nun wartete er auf ihr Kommen, er wußte ja, daß sie sofort kommen würde, sobald seine Nachricht eingetroffen war. Nun wartete er auf sie und konnte sie kaum erwarten. Ach, er fühlte sich ja gar nicht mehr krank und schwach, er fühlte in seinem rechten Arm die doppelte Kraft . . . Wenn sie doch erst bei ihm wäre . . .

Trotz dieser Spannung war der Schlaf über seine gesunden Nerven gekommen; so fest schlief er, daß er nicht merkte, wie sich die Tür öffnete, wie ein dunkler Frauenkopf unter der Schwesternhaube durch den Spalt ins Zimmer lugte, wie eine flüsternde Stimme raunte:

„Er schläft. Aber ich darf Sie ja ruhig zu ihm lassen, gnädige Frau; er ist ja über den Berg."

Dann öffnete sich die Tür ganz und schloß sich wieder geräuschlos hinter der schlanken, blonden Frau in dem einfachen Reisekleid. Auf den Zehenspitzen trat Frau Annemarie an das Lager ihres Mannes. Reglos stand sie, mit gefalteten Händen, fühlte nicht, wie ihr die Tränen über die etwas schmal gewordenen Wangen rannen, fühlte nicht das Zittern ihrer Knie, das Beben ihrer Lippen — sie sah nur den kraftvoll geprägten dunklen Männerkopf in den weißen Kissen, der zwar bleich und abgemagert, aber nicht schwächlich vor ihr ruhte, und sah das von einem seligen Traum um seinen festen Mund gehauchte Lächeln. Lange stand sie so; dann trug sie leise einen Stuhl ans Kopfende, setzte sich zu ihm und bewachte seinen Schlummer, wie sie es sich schon so lange, ach, so lange gewünscht hatte.

Johannes Heerwalt aber war so ganz von seinem holden Traumbild entführt, daß er nichts von alledem gewahr wurde. Leise flüsterten seine Lippen, was sein ganzes Sinnen, Denken und Fühlen beherrschte:

„Annemarie —"

Da vermochte sie nicht länger an sich zu halten; sie beugte sich über ihn.

Er erwachte von einem Kuß, der seine Lippen berührte. Noch vom Traum umfangen, glaubte er nicht sogleich der Wirklichkeit. Bis ein Jubellaut sich ihm entrang, so stürmisch, so jauchzend vor Freude, vor Glück, vor Seligkeit. Mit einem Sprung, ehe sie es hätte hindern können, selbst wenn sie es gewollt hätte, war er aus dem Bett und auf den Füßen:

„Annemarie — meine Anne, du — du —"

Und hielt sie so fest in seinem Arm, ihren blonden Kopf so stark an seiner breiten Brust, mit seinem einen Arm wie nur je zuvor, als er noch beide besaß. —

„Und was machen wir nun?" fragte Frau Annemarie. „Den Stabsarzt habe ich schon gesprochen, er hat mir gesagt, daß ich dich bald mit mir nehmen darf. Bald, bald . . ."

„Und?" fühlte er ihre ungesprochenen Worte.

„Dein Beruf . . ." zögerte sie. „Aber daran sollst du jetzt nicht denken!"

„Doch gerade; erst recht, mein Närrlein! Jetzt ist es an der Zeit, daß jeder seine Pflicht tut. Und du — den Bakel kann ich auch mit einem Arm noch schwingen, wenn es mal nötig ist."

Da flog sie ihm an den Hals. Bis er mahnte:

„Komm, Lieb, hier kannst du leider nicht wohnen. Das geht gegen die Lazarettordnung. Aber ganz in der Nähe, ganz, ganz in der Nähe werden wir schon ein Zimmer für dich ausfindig machen. Und —"

„Und —"

„Heute noch müssen wir ein paar Pakete absenden für meine braven Leute im Felde . . . Verstehst du? . . ."

Sie antwortete mit einem Kuß. — Während sie ihm in den Waffenrock half, sang er vor sich hin:

„Und schießt mich eine Kugel tot,
Kann ich nicht heimwärts wandern,
Dann wein' dir nicht die Äuglein rot,
Nimm dir halt einen andern!
Nimm einen Burschen schlank und fein,
Annemarie!
Es braucht ja grad' nicht einer sein
Von meiner Kompagnie, von meiner Kompagnie . . ."

„Du," schmollte sie da, „das darfst du nicht mehr singen!"

„Und warum nicht? Meinst, weil mich nun keine Kugel mehr totschießt?"

„Pfui, Hans! — Aber ich hätt' mir doch keinen andern genommen! . . . Mein Hans, mein lieber Hans!"

Sie hielten sich umschlungen. Schritte kamen über den gefließten Korridor. Es klopfte; die Schwester war es:

„Sie gehen aus, Herr Leutnant?"

„Ja, Schwester. Auf Zimmersuche für meine kleine Frau."

„Für lange wird es ja sicher nicht sein, gnädige Frau."

„Hoffentlich nicht! Wir haben ja auch lang genug aufeinander gewartet. Aber jetzt, jetzt bin ich so selig."

Sie drückte der Schwester warm die selbstlose, treue Hand.

Als sie aus dem Hause traten, sagte er nicht wehmütig, eher heiter:

„Mit dem Lauteschlagen ist es nun allerdings vorbei, jetzt mußt du es lernen und mir immer vorspielen."

„Ich kann es schon", gestand sie da und schmiegte sich fester an ihn.

Das entdeckte Dynamitlager.

Kriegsepisode von Arthur Roering, zur Zeit im Felde.

Nach dem Kriege wollen wir sagen, wo es war. Monat September. Schwere Abendnebel lagern auf dem romantischen, wildzerklüfteten Berggelände. Die Truppen liegen auf Bahnschutz. Es klingt so einfach und reibt dabei Nerven und Phantasie auf. Bahnschutz! Der Schienenstrang soll von Feinden und kühnen Sendlingen, die die Bahn zerstören wollen, freigehalten werden. Wehe demjenigen, der sich in verdächtiger Weise dem Bahnkörper nähern möchte! Bei starkem Winde und dem Rattern der Züge versteht man sein eigenes Wort kaum. Im Tunnel ist es unheimlich, Rauch und Nebel verhindern jeden Ausblick. Elektrische Lampen erscheinen auf kurze Entfernung selbst wie Glühwürmchen. Signale und Lichter gibt es nicht, man rückt nach Möglichkeit vor, aber langsam, immer Herr der Maschine und des langen schweren Zuges. — Oben auf dem Plateau hält unser Motorfahrer, ein früherer Parseval-Flieger, er putzt an dem Scheinwerfer seines Motorrades. An eine Berghalde angelehnt, zwischen Geröll und schwer zugänglich, erblickt er eine starke Mauerfeste. Länger blickt er hin und unterscheidet konzentrisch aufgeführte Ringmauern. Es sieht aus wie eine Art Kapelle. Kein Haus steht in der Nähe, überall ragen nur Kalksandsteinfelsen empor. Unser Patrouillenfahrer steigt auf und fährt zurück. Er erstattet Meldung, und zwar mit genauen Angaben. Geschickt hat er herausbekommen, um was es sich handeln könnte.

Zeit verloren, vielleicht viel unwiederbringbar verloren. Also unauffällige Eile. Fernsprecher klingeln, Wachen werden benachrichtigt, und Posten sollen aufgestellt werden. Aber wo? Immer undurchsichtiger braut der schwere Nebel. Die ersten Posten werden die Stelle in den Irrgängen der Steinbrüche nicht finden. Ein Vizefeldwebel wird vorausgeschickt, um die Zugänge zu erkunden. Nach einer halben Stunde kommt er zurück. Der einzige Zugangsweg ist entdeckt, den Posten kann der Weg gezeigt werden. Den Posten wird eingeschärft, um was es sich handelt, daß von ihrer Wachsamkeit alles abhängt. Sogenannte Patrouillierposten sind es, einer geht rechts, der andere entgegengesetzt ständig um die „Kapelle“ herum. Sprechen und Rauchen besonders ist verboten. Die Außenmauer hat eine winzige Panzertür, sie gibt nicht nach. An ein Überklettern der Mauer ohne lange Leiter ist nicht zu denken. Beim ersten Morgengrauen heißt es weiter forschen. Die Sache drängt, wenn . . . ., gar nicht auszudenken. Der Gewandteste der Wache soll auf die Ringmauer gehoben werden, doch unser Motorfahrer ist ihm bei aller Körperfülle zuvorgekommen. Wenn hier Fußangeln oder die beliebten Selbstschüsse lägen? Wenn welche da sind, liegen sie sicher unweit des Einganges. Wir hören zu. „Die erste Panzertür hat noch zwei Türen hinter sich. Dann gelangt man in den äußeren Ring, dann kommt noch 'ne Tür zur nächsten Ringmauer.“ — Hm, so schwierig hatten wir uns den Zugang nicht gedacht. Gewalt anwenden ist Wahnsinn, die Eingänge können mit Explosivpatronen gegen Unbefugte gesichert sein. „Na, einer muß die Schlüssel doch hierzu haben,“ bemerkt ein Hauptmann, „wir wollen mal sehen, ob . . .“ Unser Motorfahrer hatte aber nachts nicht geschlafen, er hatte herausbekommen, wo der Sprengmeister wohnte, wer die Schlüssel verwahrt, und lag auf der Lauer. Im Hause des Sprengmeisters und des Verwalters brannte Licht. Nachts durfte sich kein Bewohner auf der Straße aufhalten. Alle Lichter sollten um 10 Uhr gelöscht sein. Immerhin die Häuser lagen so abseits, möglich, daß ein Kranker, ein Sterbender oder eine Wöchnerin darinnen war? — Zur Wache zurück, durch Fernsprecher wird das Bataillonsauto herangerufen, und in sausender Fahrt geht es zur gerade aufgeschlagenen Kommandantur. Neue Meldung über Wohnung des Sprengmeisters lag schon vor. Verwalter und Sprengmeister wurden in Schutzhaft genommen und einzeln verhört. Ihre Schlüssel ergänzten sich. Langsam und zögernd kommen die Antworten. „Wenn aber alle Vortüren und Türen geöffnet sind, haben Sie noch nicht die Sprengstoffe. Die liegen im Panzerschrank verschlossen. Das Schloß aber an den Kisten im Schrank ist nicht von jedem zu öffnen, man muß das Stichwort des Buchstabenschlosses wissen. Ich weiß es auch nicht.“ So der Verwalter. Dann muß der Sprengmeister das Stichwort kennen, hieß es. Erst als er sah, daß er nicht mehr entwischen konnte, erklärte er sich bereit, das Buchstabenschloß persönlich zu öffnen. Wir untersuchten ihn auf verdächtigen Tascheninhalt hin, Streichhölzer durfte er nicht mitnehmen. Wieder hinein ins Auto und zu den Steinbrüchen zurück. Helle Morgensonne beleuchtete die Steinbruchwände. — Mit gezogenem Seitengewehr standen die Posten hinterm Sprengmeister, dessen Bewegungen genau beobachtet wurden. Wutverbissen funkelte er uns an. Er hatte sein Stichwort sagen müssen. Fast vier Zentner Dynamit nebst Kapseln war der Fund. Die Zündschnüre und Kapseln wurden sofort beschlagnahmt. In kleineren Mengen kamen später die Sprengladungen zur Detonation, wo sie keinen Schaden anrichten konnten. — Und unten fuhren Deutschlands Söhne und sangen begeistert: „In der Heimat, in der Heimat . . .“.



Honved-Artillerie-Beobachter der schweren 10,4-Kanone während der Beschießung des vom Feinde besetzten Berges Bitca Arsurilor.



Blick auf den von den verbündeten Honved- und bayrischen Regimentern im November 1916 stürmender Hand zurückeroberten, 1385 m hohen Berg Bitca Arsurilor im Tölgyespaß an der siebenbürgisch-rumänischen Grenze.

Bei der österreichisch-ungarischen Artillerie im Kriege gegen Rumänien. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem nach dem rumänischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichner Richard Aßmann.



Bei der österreichisch-ungarischen Artillerie im Kriege gegen Rumänien:

Nach einer Zeichnung des nach dem rumänischen Kriegsschauplatz entsandten



n: Schwere Honved-Artillerie in Stellung an der rumänischen Front.

oten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.



Bei der österreichisch-ungarischen Artillerie im Kriege gegen Rumänien: Die von den verbündeten Honved- und bayrischen Regimentern erstürmte wichtige Höhenstellung am Bitca Arsurilor (1385 m) im Tölgyespaß an der rumänischen Grenze. Nach einer Zeichnung des nach dem rumänischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.

Kut el Amara. / Aus dem Tagebuch eines gefangenen Engländers.

Am Tigris in den Märztagen 1916 geschrieben.

Irgend etwas bereitet sich vor, denn die Vorräte werden in fieberhafter Weise ergänzt; Zelte, 40-Pfünder, 80-Pfünder und 160-Pfünder, wie sie in der indischen Armee, mit der wir Seite an Seite fechten, genannt werden, sind bereitgestellt und zum Abtransport hergerichtet. Jetzt ruhen wir im Lager und sammeln Kräfte für das Kommende. Für Dienstag früh war Montur- und Waffenappell angeordnet worden, dann aber kam Gegenorder, daß wir uns sofort marschfertig zu machen hätten; jeder Mann mit einer Decke und der Offizier mit nicht mehr als 20 Pfund Bagage. Wie wir in dem uns als Messe dienenden Zelt beieinander sitzen, debattieren wir darüber, wohin der Marsch diesmal wohl gehen würde. Wir sind fast einstimmig, daß nur die andere Seite des Tigris in Frage kommen kann, denn die 2. Brigade, die in der letzten Woche auf dem rechten Ufer war, hat festgestellt, daß der Versuch ganz zwecklos wäre, dort über die Sümpfe hinwegzukommen; außerdem sind unsere Befestigungen auf dieser Seite so stark, daß die Türken hier niemals herüberkommen würden. Da aber die Mannschaft nichts mitnehmen darf, als was sie leicht tragen kann, und für die Bagage der Offiziere nur je ein kleiner Maultierkarren vorgesehen ist, haben wir sicherlich einen langen Marsch vor uns. Lange Märsche und Flankierungsbewegungen! Dieser Dinge haben wir uns in Frankreich ganz entwöhnt, werden wir hier eine bessere Chance haben als dort?

Alles ist nun fertig gepackt, und wir erwarten den Befehl zum Abmarsch. Das Warten ist hier in diesem gottverlassenen Lande etwas Schreckliches! Wir haben den Fluß in etwa 500 Meter Entfernung südwestlich vor uns, die ganze Landschaft um uns ist flach wie ein Tischbrett, nur fern im Nordwesten blicken die schneegekrönten Berge der persischen Grenze zu uns herüber, aber sie sehen starr und leblos aus, wie der Boden, auf dem wir stehen. Rings, soweit das Auge blickt, ist der Boden nackt; nackte Erde, das einzige, was wir seit sechs Wochen, wo wir hier lagern, gesehen haben; der Anblick fängt an uns krank zu machen. Die Lagerfeuer unserer Leute und der neben uns gelagerten Indier leuchten trüb und qualmig, denn hier gibt es im Umkreise von 30 Kilometern keine Bäume, und das einzige Holz, das man zum Lagerfeuer verwenden kann, ist ein buschiger Strauch mit fleischigen Blättern, eine Art Tamariske, die beim Verbrennen einen höchst widerlichen Geruch ausströmt. Da wir, um überhaupt ein Feuer zu haben, dieses Holz noch mit in der Sonne getrocknetem Maultiermist mischen müssen, werden diese Lagerfeuer zu wahren Teufelsräucherkerzen.

Wir hören, daß der obere Tigris, dem jedenfalls unser Marsch gilt, ein stinkender Morast sein soll; kein Wunder, denn die Unseren haben ihr Lager dort seit sechs Wochen, genau an der Stelle, wo vorher die Türken ihr Lager hatten. Gott sei unseren Nasen gnädig!

Eben kommt der Befehl, daß wir um ein Uhr früh die Bootsbrücke passieren und auf das andere Ufer des Tigris übergehen sollen. Wir brechen unsere Zelte ab, und als wir damit fertig sind, kommt Gegenorder; der Marsch ist um 24 Stunden verschoben. Also, dieses furchtbare Warten wieder um 24 Stunden verlängert! Nun heißt es, daß auch wir Offiziere nur eine Decke und einen wasserdichten Überzug mitnehmen dürfen, und das erscheint uns hart, denn das Sonderbare in dieser Gegend ist, daß die Sonne im März während des Tages mit Glühhitze herunterbrennt, während gleichzeitig ein bitter kalter Wind weht; so wird man förmlich gebraten und friert doch dabei. Wenn man sich schnell bewegt, tritt der Schweiß aus allen Poren, und wenn man still steht oder liegt und ruht, beutelt uns die Kälte. Des Nachts besorgt natürlich der Wind die Arbeit allein, und das Schlafen wird dann eine mißliche Sache; die Stimmung sinkt gegen Morgen, und unser Lebensgefühl ist auf Nullgrad, wenn ein feiner Sprühregen den Morgen ankündigt. Den Wind können wir schließlich aushalten, aber der Regen bringt uns zur Verzweiflung, auch dann, wenn wir ein gutes Zeltdach über uns haben, denn er dringt mit dem Winde durch alle Ritzen durch.

Dazu die schreckliche Einförmigkeit des Bodens, man wäre froh, hier einen Kieselstein zu erblicken. Der Boden ist so, daß er sich beim Regen etwa zwei Zoll tief in einen öligen Brei verwandelt, während er unter dieser dünnen Schicht absolut hart bleibt; infolgedessen wird er so schlüpfrig, daß man leichter mit Schlittschuhen, die man zum erstenmal an den Füßen hat, über Eis vorwärts kommt, als über diesen nur in der obersten Schicht durchnäßten Boden mit Stiefeln. Wer dann auf solchen Boden fällt, was unvermeidlich ist, steht in einer greulichen Verfassung wieder auf. Das sind angenehme Aussichten für den bevorstehenden Marsch!

Da der Abmarsch um 24 Stunden verschoben ist, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns im Zelt auszustrecken und möglichst trocken zu halten.

Nochmals Verschiebung des Abmarsches um 24 Stunden. Endlich kommt der Befehl für den ersten Nachtmarsch. Er enthielt nicht viel; nur Marsch über die Brücke und etwa zehneinhalb Kilometer in die Wüste. Wir brauchen sieben Stunden, um diese Strecke zurückzulegen, kommen um 4 Uhr früh an die bezeichnete Stelle; Posten werden ausgestellt, das Bataillon massiert sich, und sofort werfen die Leute ihre Ausrüstung ab, rollen sich in ihren Decken zusammen und suchen so viel Schlaf zu erhaschen, als sie unter diesen Umständen zu bekommen vermögen.

Der nächste Tag ist glücklicherweise hell und klar; der Schmutz ist vollkommen aufgetrocknet, und die Dinge sehen so günstig aus, als es unter diesen Verhältnissen möglich ist. Wir sind aber nun schon weit vom Flusse entfernt und sind an Wasser auf das angewiesen, was wir mit uns führen; es ist also die größte Sparsamkeit notwendig, und wir erhalten Befehl, mit dem Wasser zu sparen.

Eine wasserlose Wüste und eine heiße Sonne sind aber stärker als die stärksten Vorsätze, und die Wasserflasche wird deshalb mehr beansprucht, als es ratsam wäre. Der ganze Tag wird soviel wie möglich der Ruhe gewidmet, Offiziere und Mannschaft werden aber, soweit das Oberkommando dies für nötig hält, in die Aufgaben eingeweiht, die ihrer für die nächsten beiden Tage harren. Wir blicken wieder froh in die Zukunft, studieren unsere Karten; nicht wenig trägt dazu der Umstand bei, daß Kamerad N., der zum Botanisieren auszog, erklärte, die Flora dieser Gegend sei eine Steppenflora; aber er zeigte gleichzeitig dabei ein vierblättriges Kleeblatt vor, das er hier gefunden hat, und nun sind wir sicher, daß jeder von uns mit hundert türkischen Skalpen am Gürtel zurückkommen wird.

Jede Wasserflasche ist nun wieder gefüllt, und jeder Mann ist mit einer Ration für drei Tage versehen. Nun wissen wir, was wir sollen. Wir haben einen großen Marsch vor uns, dem sofort ein Angriff auf die Flanke des Feindes folgen wird, der uns dann den Weg nach Kut freigeben muß. Militärisch sollte ein Nachtmarsch in einem offenen Lande wie dieses eigentlich eine Spielerei sein, denn wir können hier mit so breiten Marschkolonnen marschieren, daß die Entfernung zwischen Spitze und Schlußglied nur gering ist. Indessen sind eine Menge Leute unter uns, die zum erstenmal gegen einen Feind gehen, und die Regeln für Nachtmärsche sind ihnen daher ausgiebig klargemacht worden; sie erfassen jetzt alle den Ernst der Lage. Die Gewehre werden geladen, gesichert, und die Leute sehen nun, mit der geladenen Waffe in der Hand, den kommenden Dingen mit Ruhe entgegen.

Wir setzen uns in Bewegung, sowie die Sonne herunter ist. Die Sterne schimmern, und ein heller Neumond leuchtet uns; langsam marschieren wir durch die stille Nacht dem Sammelpunkt zu, wo die Angriffskolonnen zusammengestellt werden sollen. Die Wagen fahren fast lautlos über den trockenen Wüstenboden, aber wer kann sagen, wie weit hier auch das leiseste Geräuch zu hören sein wird!

Nachtmärsche sind hier etwas anderes als in Europa, hier ist ein solcher Marsch einfach sinnverwirrend. Man sieht, daß die Leute vor einem sich vorwärts bewegen, und man geht deshalb auch vorwärts. Plötzlich merkt man — da man mit ihm zusammenstößt —, daß der Vordermann stillsteht, weil sein Vordermann stillsteht, und so bleibt man dann auch stehen. Dann geht's wieder eine Weile vorwärts, wobei man immer im Zweifel ist, ob der Vordermann geht oder steht; dann gibt es wieder einen Halt, und so die ganze Nacht fort. Vielleicht ist das nicht anders möglich, wenn so große Truppenmassen in der Wüste auf dem Marsche sind, aber mit der Länge der Zeit wird dieses oftmalige plötzliche Halten, das beständige Unterbrechen der mechanischen Fortbewegung nach und nach zur Qual, man fängt an, innerlich zu fluchen über diese Marschiererei.

Jede Stunde wird längere Rast gemacht, und jedesmal fallen die Leute zu Boden und schlafen, bis sie der Nebenmann wieder aufweckt, weil es von neuem vorwärts geht. Geheimnisvolle Figuren zu Pferde reiten an den wandernden Linien vorbei. Sind es wilde Araber oder unsere eigenen Stabsoffiziere? Keiner vermag es zu sagen. Rechts von uns bewegt sich ein Maultiertransport, und die Treiber können sich, trotz der strengen Order, stillzuschweigen, nicht enthalten, ihren Tieren beständig ihr Bâs, Bâs, vermischt mit Flüchen, die nur den Maultieren verständlich sind, zuzurufen.

Tiefer und tiefer fällt unser Gemütsbarometer, als die Stunden in dem scheinbar endlosen Marsche nicht vergehen, und unsere einzige Hoffnung bleibt nur der Morgen. Mit dem ersten Strahle des Lichtes aber beleben sich unsere Kräfte; während wir eben noch, nach etwa 24 Kilometer Marsch, es für unmöglich hielten, einem Feinde entgegenzutreten, sind wir jetzt wieder voll Eifer und Kampffreude. Wann werden wir mit dem Feinde zusammentreffen? Werden wir ihn überraschen? Eine gewisse Erregung bemächtigt sich unser, aber gezügelt durch die Ruhe, mit der man allen großen Dingen entgegengehen muß, was besonders bei denen der Fall ist, die schon Kriegserfahrungen hinter sich haben. Sobald es hell genug ist, glauben wir nun auch unser Ziel vor uns zu sehen. Die Linien vor uns marschieren bereits in ihre Angriffspositionen, und wir halten, um ihnen Zeit dazu zu geben. Rechts vor uns erhebt sich in der Ferne ein unheimliches, ovales Gebilde; es ist die Schanze, die das eine Ende der feindlichen Stellung bildet. Was wird diese Schanze für uns im Verlauf der nächsten Stunden bedeuten? Wir stehen in einer Bodenvertiefung, der Rinne eines alten Wasserlaufes, eines der nun versandeten Kanäle, die einst dem Lande Leben und Fruchtbarkeit schenkten. Wir können hier kaum gesehen werden und sehen doch etwas vom Feinde. Deutlich sind feindliche Kavallerie und ihr außerhalb der Schanze befindliches Lager sichtbar.

Warum bleiben wir hier still stehen, warum stürzen wir uns nicht auf das Lager? Indessen geschieht nichts von alledem, aber wir sehen, daß unsere Artillerie in Stellung gegangen ist und ihr Feuer eröffnet. Der Nachtmarsch ist zu Ende, unser Tag hat begonnen! — Wir waren darauf vorbereitet, daß wir den Befehl zum Angriff kurz nach Beginn des Tages erhalten würden, aber es wird zehn Uhr, bevor unser Bataillon den Einschnitt verläßt, um an dem Kampfe teilzunehmen. Bis dahin warteten wir, hörten dem Donnern der Artillerie zu und richteten unsere Augen aufwärts zu dem Flugzeug, das über unseren Köpfen streifte; es war unser eigener Beobachter.

Was wird die nächste Stunde uns bringen? Wir sind noch ziemlich weit weg von der feindlichen Schanze und werden zu Schützenschwärmen auseinandergezogen, während gleichzeitig Munition ausgeteilt wird. Der Blick in das Stück Wüste vor uns bis zur Schanze der Türken ist endlos öde und umfaßt doch eine Welt, denn die Ebene ist mit kleinen schwarzen, beweglichen Punkten bedeckt, die Gruppen unserer angreifenden Kolonnen, die sich noch weiter vor uns auseinanderziehen. Kleine Staubfähnchen springen von allen Seiten in die Höhe, und mit dem Glase sieht man, wie der eine oder der andere von der hinteren Kolonne fällt; auch bis zu uns reicht manche Kugel herüber, aber die Entfernung ist zu groß; sie sind fast harmlos.

Mittlerweile ist es heiß geworden, und die Sonne brennt auf die vorrückenden Linien mit erbarmungsloser Glut hernieder, gegen Osten sieht man alle möglichen Gestalten sich bewegen, aus denen man nicht klug wird; es sind Luftgestalten, Gestalten der Fata Morgana, die mit am Kampfe teilzunehmen scheinen. Nun geht es endlich vorwärts, wir entwickeln uns, und schon beginnt auch bereits die Arbeit der Sänftenträger; zwei unserer Offiziere werden gleich nach dem Verlassen der Deckung verwundet. Ich habe den Eindruck, daß sich hier die Schlacht ganz programmgemäß wie nach einem Lehrbuch der Kriegswissenschaft entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß der Feind keine Artillerie verwendet. Der Türke weiß ganz genau, daß auf dieser freien, nirgends Deckung bietenden Ebene das Gewehr und das Maschinengewehr die Herrscher sind, die mehr leisten als Schrapnelle und Granaten; denn bevor wir überhaupt nur an sie herankommen, muß sich jeder Mann auf eine Strecke von mehreren 100 Metern in voller Figur ihren Kugeln aussetzen. Um die Verluste zu verringern, erhalten die Unterstützungskolonnen, darunter auch wir, den Befehl, sich niederzulegen. Aber da zum Eingraben keine Zeit ist und viele verirrte Kugeln umherfliegen, findet manche von ihnen in den Körpern unserer Leute ihr Ziel.

Das Peinigende ist, daß wir in dieser Lage nicht wissen, was auf dem Schlachtfelde vorgeht, ob die anderen Divisionen, Brigaden, Regimenter, ja, ob unsere eigene Feuerlinie den Türken irgendwelche Erfolge abgewinnt. Wir wissen nur, daß wir hier warten müssen, bis weitere Befehle kommen, und daß die Sänftenträger unablässig mit ihrer Last durch unsere Reihen hindurch nach rückwärts eilen.

So vergehen Stunden, die Sonne geht zur Rüste, und wir hören, daß das Gewehrfeuer der Türken langsamer wird. Da die vor uns liegende Kolonne vorgerückt ist, lassen wir unsere Leute aufstehen und im Laufschritt den freigewordenen Platz, der eine geringe Deckung bietet, einnehmen. Endlich kommt der Befehl: Vorwärts! Eilenden Laufes stürmen wir voran und finden den anderen Teil des Bataillons gut eingegraben; wir tun dasselbe und haben so einigermaßen Schutz gegen die türkischen Kugeln.

Von hier aus läßt sich ein Überblick über die Lage gewinnen. Sie ist die: Unsere ganze Division ist in kurzer Entfernung vor den Türken eingegraben. Das ist aber gegen die ursprüngliche Order, die dahin ging, daß die ganze Linie Punkt 5 Uhr angreifen sollte. Dann aber hieß es: An Ort und Stelle bleiben und eingraben! Dieses beständige Aufheben der ersten Order, das Aufschieben des Angriffes macht matt und mißgestimmt. Sobald die Leute eingegraben sind, dürfen sie essen und trinken, denn sie haben während der letzten 24 Stunden nichts gehabt. —

Es ist nun bereits dunkel, und die Nacht zieht herauf. Posten werden ausgestellt, die scharfe Wache halten müssen; die anderen dürfen schlafen. Aber die Ruhe dauert nicht lange, denn während wir Offiziere eben noch darüber debattieren, ob der Angriff am nächsten Morgen stattfinden wird, kommt Befehl, daß die gesamte Mannschaft sich so schnell wie möglich nach dem trockenen Wasserlauf zurückziehen soll, von wo wir in der Frühe aufgebrochen sind. So ist also der Angriff mißlungen; es ist uns nicht beschieden, die Schanze zu nehmen? Es ist indessen jetzt keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, woran es fehlte; es heißt den Mißmut unterdrücken und den Befehl ausführen. Das Bataillon muß ohne Verluste möglichst schnell zurückgebracht werden. Von türkischer Seite fallen nur vereinzelte Schüsse, kaum aber haben wir in kompakter Marschkolonne — wegen der Dunkelheit — unsere Stellung verlassen, als ein rasendes Feuer von seiten der Türken beginnt. Einen Augenblick lang glauben wir, daß unter diesem Feuer unser Bataillon buchstäblich aufgerieben werden müsse, dann aber sehen wir zu unserer Freude, daß alle Kugeln zu hoch gehen, und daß keiner unserer Leute verwundet wird. So eilen wir im schnellen Schritt wieder den Weg zurück, auf dem wir am Morgen gekommen waren, und der Nachhutoffizier hat die Genugtuung, melden zu können, daß sich der Rückmarsch glatt vollzogen hat, obwohl die Maschinengewehrleute und die Munitionsträger wie gehetzte Hunde arbeiten mußten, um nichts zurückzulassen. Da es um die Mitternachtstunde ist und wir keine Signale und Lichter haben, nach denen wir uns richten können, muß uns der Instinkt auf den richtigen Weg führen, und der bringt uns denn auch nach einigen kleinen Irrtümern und Unglücksfällen richtig an unsere Ausgangsstelle zurück.

Hier erfahren wir, warum der Angriff mißlungen war. Einige unserer besten Regimenter wurden so unglücklich in scheinbare Deckung gebracht, daß die türkischen Maschinengewehre sie in der Flanke fassen konnten, und die Türken verstanden leider, besser zu schießen, als wir es voraussetzten; die Verluste der dem Feuer hilflos preisgegebenen Leute, die zu schreien anfingen — wir hatten das Geschrei gehört, hielten es aber für Freuden- und Siegesrufe — sollen furchtbar gewesen sein. Für die große Menge waren nicht genug Sänften vorhanden, und es erging den Verwundeten schlecht. Es heißt aber, daß alle mit zurückgebracht wurden; der Transport über etwa 30 Kilometer Wüste, bis sie zur ersten Verwundetenstation kamen, muß jedoch für sie ein schrecklicher Weg der Leiden gewesen sein, denn die Wagen, auf denen man sie transportierte, waren federlose Lastwagen, auf denen Munition und alle mögliche Bagage verladen war. Wasser war für sie nicht da; die Doktoren leisteten, was sie leisten konnten. Was konnten die aber angesichts dieser Zustände tun?

Der nächste Morgen bricht endlich an, und die Nachricht bestätigt sich, daß wir uns zurückziehen, bis wohin, wissen wir nicht. Der Rückmarsch beginnt, und schon sehen wir

die türkischen und die arabischen Reiterscharen, die unsere marschierenden Kolonnen im Rücken und an der Flanke zu fassen suchen. Unsere Brigade erhält den Auftrag, eine teilweise verschanzte Stellung einzunehmen und von hier aus den Rückmarsch zu sichern. So bleiben wir denn hier einige Stunden stehen, verstärken die Stellung soviel als möglich und haben Gelegenheit, etwas zu essen und zu trinken. Aber wir müssen mit der Wasserflasche vorsichtig umgehen, denn wir haben noch einen weiten Weg vor uns. Wir sehen, wie die türkischen Schrapnelle in unseren Nachtrupp einschlagen, und wie unsere eigene Artillerie auffahren muß, um sich der Türken zu erwehren. Wie die Sonne aufsteigt, haben wir den Eindruck, als ob uns ein großer See von allen Seiten umgibt, über den gigantische Reiter, über das Wasser reitend, auf uns zusprengen. Es ist uns unmöglich, auf diese verschwimmenden Gestalten, hinter denen sich doch Wirklichkeit birgt, zu zielen, denn das hieße Gefangenschaft und Tod. Alles marschiert lautlos, nur manchmal ertönen Flüche, wenn irgendein unglückseliges Maultiergespann zwischen unsere Reihen gerät; aber sogar zum Fluchen sind wir zu müde und abgespannt. Wir glaubten zuerst, daß wir nur ein kurzes Stück zurückgehen würden, nun aber dehnt sich der Marsch ins Endlose, und wir wissen nicht, wann es einen Halt geben wird. — Eine furchtbare Zeit beginnt nun für die, die ihrem Wasservorrat etwas zu stark zugesprochen haben. Ein schreckender, peinigender Durst überfällt uns, dem man nicht widerstehen kann; der letzte Rest der Flasche wird gierig ausgeleert. Auch fängt der Mangel an richtiger Nahrung — schon seit 36 Stunden haben wir nichts Ordentliches über die Lippen bekommen — an, sich fühlbar zu machen. Das Salzfleisch, das wir bekommen haben, erhöht das Durstgefühl ins Unerträgliche, auch das trockene Biskuit, das man als Brot erhalten, trägt dazu bei. Die wandernden reichen wir dann auch den Ort, an dem wir in der Nacht vor dem eigentlichen Marsch zum Angriff kampiert hatten. Wir hofften, daß wir hier bleiben würden. Aber es wird kein Halt gemacht; wir dürfen nicht eher rasten, als bis wir am andern Ufer des Flusses sind. Und nun erst, wo wir nahe am Ziele sind, beginnt für die meisten von uns die härteste Zeit, denn seit 48 Stunden marschieren und kämpfen wir nun ununterbrochen, und die Kraft verläßt uns. Wir sind aber jetzt vor Angriffen sicher, denn an dem Punkte, den wir eben verlassen, liegt eine starke Abteilung unserer Truppen, die uns den Rücken deckt. So wird dann jetzt wieder nach jeder Marschstunde eine Viertelstunde Rast gehalten, und dann wird im Schneckentempo marschiert, damit jeder mitkommen kann. Wir fühlen, daß die Gefahr vorüber ist; die Sonne ist heruntergegangen und peinigt uns nicht länger. Ein hell leuchtender Mond läßt uns alles klar erkennen. Vor uns leuchten



Die Türkei im Weltkriege: Kriegsminister Enver-Pascha besichtigt im Hofe des Kriegsministeriums zu Konstantinopel eine von Gallipoli zurückgekehrte österreichisch-ungarische 15-cm-Mörser-Batterie. Nach dem Leben gezeichnet von dem kgl. ung. Honved-Oberleutnant d. Ref. Stefan Zádor.

schon das Hinsehen macht uns schwindelnd, und das Auge versagt den Dienst. Bald darauf kam Order, daß wir unseren Platz in der rückmarschierenden Kolonne einzunehmen haben. Da wir ziemlich weit hinten sind, marschieren wir zuerst in aufgelöster Ordnung und schließen uns dann allmählich zu dichteren Kolonnen zusammen.

Wir waren in einer schrecklichen Stimmung. Alle die Mühen des Hermarsches, alle Plage während des Angriffes waren umsonst gewesen, das Gefühl der unerfüllten Aufgabe lastete schwer auf uns; die Sonne schien heißer auf uns herab, und das Gepäck drückte schwerer, als es jemals auf uns gelastet hatte. Während wir so durch den Sand stampfen, feuert unsere Artillerie, die vor uns ist, über unsere Köpfe nach rückwärts, denn die türkischen und die arabischen Reiter bleiben unseren rückwärtigen Kolonnen dicht auf den Fersen. Diese stecken in einer bösen Haut; sie haben es mit einem Feind zu tun, der bald in den Wolken aufgelöst, bald auf einem See in riesiger Gestalt einherzureiten scheint, einem Feind, der zeitweilig wie transparent, wie von einem blauen Dunst umgeben, dann wieder in sonderbaren kompakten Formen erscheint. In dieser Sandwüste dauert es lange, bevor man erkennt, ob man es mit einem Menschen oder mit einem Phantom, ob mit Freund oder Feind zu tun hat. Alles, was man weiß, ist, daß man diese seltsamen Gestalten nicht zu nahe an sich herankommen lassen darf.

Die Sonne steigt höher, und jeder von uns sehnt sich nach ein wenig Schatten und Ruhe; jetzt aber gibt es keine Ruhe; es heißt vorwärts, vorwärts oder vielmehr rückwärts! Niemand darf jetzt müde werden, aus der Reihe fallen, denn Kolonnen wirbeln einen feinen Staub auf, der sich in die Kehle setzt und uns völlig ausdörrt. Aber es gibt hier kein Halten und Ruhen, immer weiter geht der eilige Marsch.

Man blickt auf die Uhr; nach Ablauf einer Zeit, die wie eine Ewigkeit erscheint, sieht man wieder nach und konstatiert dann mit Erstaunen, daß mittlerweile nur zwanzig Minuten verflossen sind. Der Weg erscheint uns heute viel länger als das erste Mal, als wir in der Nacht marschierten. Der Druck der Schulterriemen wird unerträglich. Plötzlich ein dumpfer Ton. Ein Mann ist gefallen! Er kann nicht weiter. Wir müssen ihn liegen lassen, bis ihn die Sänftenträger des Nachtrupps aufnehmen. Das wiederholt sich nun häufiger, und so bleibt einer nach dem andern aus unseren Reihen am Boden zurück, obwohl wir alles tun, was in unseren Kräften steht, um die Leute aufzumuntern. So nimmt uns die Erschöpfung mehr Leute als die Kugeln der Türken; hoffentlich finden sie sich alle wieder zu unserem Lager zurück.

Wir kommen über einige Brackwasserpfützen, und gierig sieht jeder in die schlammige Flut und würde sich darauf stürzen, wenn nicht der strengste Befehl gegeben wäre, in der Reihe zu bleiben und nicht von dem Wasser zu trinken. Viele von uns schätzten bisher das Wasser nur als einen Zusatz zum Wein oder Whisky. Was hätten sie jetzt für einen Schluck Wasser auch aus diesen Pfützen gegeben! Sicherlich hätte dieser Genuß aber unheilvolle Folgen gehabt, und deshalb war das strenge Verbot ganz am Platze. Endlich kommen die Berge der persischen Grenze wieder zum Vorschein, und nach einigen bösen Marschstunden er- Lichter auf; es sind die Lagerlichter vom andern Ufer, denen wir zustreben. Heureka!

Wir marschieren und marschieren, die Lichter schimmern deutlich, aber sie kommen nicht näher. Die Wüste läßt keine Distanzen schätzen; man weiß nicht, ob ein Gegenstand, den man sieht, 1 oder 10 Kilometer entfernt ist. So schleichen wir vorwärts, schleichen und ruhen, schleichen und ruhen. Die Füße drohen, den Dienst zu versagen. Plötzlich aber sehen wir Gestalten sich vor uns bewegen, hören Stimmen und das dumpfe Geräusch des Lagers; diesmal gibt es keinen Zweifel, das Lager ist vor uns. Bald erreichen wir den Fluß, und nun dürfen die Wasserflaschen gefüllt werden. Was tut es, daß der Fluß voll Unrat ist, daß Kadaver darin schwimmen mögen, daß schmutzige Boote und schmutzige Araber gerade an dieser Stelle vor uns in seinen Fluten liegen! Es ist Wasser, und das genügt jetzt.

Flußdampfer, zur Aufnahme der Verwundeten, stehen in langer Linie längs des Ufers bereit. An den Ufern lagern britische und indische Bataillone, Transporte, Munition. Langsam winden wir uns durch diese Massen von Menschen, dringen hindurch und erreichen endlich unsern alten Lagerplatz. — Dieser Ort, der uns zur Plage geworden war, erscheint uns nun wie eine Erlösung, denn hier gibt es wieder Zelte, gibt es wieder eine Art Obdach und Wasser. Hier findet das unablässige Marschieren endlich sein Ende und der Körper seine Ruhe.

Es ist Nacht geworden, und ein guter Trunk heißen Tees steht für uns bereit. Dann aber umfängt uns der köstliche Schlaf, der alle Sorgen auslöscht.



Freiherr v. Essen,

der neue schwedische Gesandte in Berlin, bisher 1. Legationssekretär.



Charlotte Lady Blennerhasset, geb. Gräfin v. Leyden,

geistvolle Schriftstellerin, † in München im 74. Lebensjahre am 9. Februar. (Hofphot. Gebr. Lützel, München.)



Dr. Haab,

der neue schweizerische Gesandte in Berlin. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)

Lady Blennerhassett.

Eine gelehrte Frau und Schriftstellerin von Bedeutung, deren Ruf weit über die Grenzen ihres deutschen Vaterlandes gedrungen ist, Dr. phil. h. c. Charlotte Lady Blennerhassett, ist am 9. Februar kurz vor Vollendung ihres 74. Lebensjahres in München, der Stätte ihres vielseitigen geistigen Wirkens, verschieden.

Seit Jahren führte sie hier ein Leben in Stille und emsiger Arbeit. Sie gehörte zu jenen Gesegneten, die das Schaffen bis ins Greisenalter froh und jung erhält. Bezeichnend für ihre Lebensauffassung ist die Beantwortung einer Rundfrage „Wann wird eine Frau alt?" aus der Feder der Verschiedenen. Ihre Antwort lautete damals: „In ihren Ansprüchen an die Außenwelt niemals früh genug; geistig vom Augenblick an, da sie nichts mehr erwirbt. Mit dem Herzen nie."

Lady Blennerhassett, deren letzte Arbeit: „Erinnerungen aus dem Viktorianischen England", vor drei Jahren erschien, erfreute sich bis ins Alter einer staunenswerten geistigen Kraft. Als Mitarbeiterin angesehener Zeitschriften, u. a. der „Deutschen Rundschau", der Beilage der Münchner „Allgemeinen Zeitung", und am „Cambridge Modern History", gestaltete sie ihre Gedanken aus dem weiten Bezirk ihrer Menschen- und Gesellschaftskenntnis zu formfeinen Essays. In mehreren Bänden sind sie vereinigt. Sie geben ein Bild vom eingehenden Studium der verschiedensten Stoffgebiete und der nicht gewöhnlichen Gelehrsamkeit einer deutschen Frau. Das Gebiet ihrer Arbeit war weit begrenzt. Außer dem Studium der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte waren es die Literaturen anderer Länder, die ihren Kenntniskreis bereicherten. Durch ihre Heirat 1870 mit Sir Rowland Blennerhassett auf Churchtown (Irland), die ihr England eine Zeitlang zu einer zweiten Heimat machte, wurde sie eine Vermittlerin auf geistigem Gebiete zwischen ihrem Vaterlande und England. Aber auch in Frankreich, Italien und Spanien hielt die geistig regsame Frau Umschau, und in ihren Betrachtungen über Literatur, Kunst, Geschichte und Kulturgeschichte zeigte sich in erstaunlicher Weise der Ausdruck ihres tiefen Wissens und Schauens.

Durch ihr Leben in den höheren Gesellschaftsschichten mit deren internationalem Gepräge wurde sie vor einer nationalen Einseitigkeit des Urteils bewahrt. Eine besondere Begabung für Völkerpsychologie zeichnete ihre Werke aus, deren Erscheinen, zum Teil in deutscher, französischer und englischer Sprache, die Verstorbene zu einer internationalen Berühmtheit machte. Das Mißtrauen, ja die Angriffe, die die ersten Aufsätze der in Deutschland geborenen, der englischen Aristokratie angehörenden Verfasserin hervorriefen, wichen gar bald, und ihr dreibändiges, 1887/89 entstandenes Werk über „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur", das sie in deutscher und in französischer Sprache veröffentlichte, machte die wissenschaftliche und literarische Welt auf die Verfasserin aufmerksam.

Erst in reifen Jahren war Lady Blennerhassett, die seit Mitte der achtziger Jahre wieder in Deutschland lebte, zur Literatur gekommen. Die ansehnliche Zahl von Werken, die sie noch schuf, ist ein ehrendes Zeugnis für ihr Wissen und ihren Fleiß.

Außer dem biographischen Werk über Frau von Staël ist ein zweites, gleichzeitig deutsch und englisch erschienenes Werk über „Talleyrand" hervorzuheben, das die Verfasserin in den ersten Jahren ihres Schaffens bekannt machte. Spätere Arbeiten beschäftigten sich unter anderm mit der Ethik des modernen Romans, mit Chateaubriand, Kardinal Newman, Königin Marie Antoinette, Maria Stuart und der Madame de Maintenon.

Mancherlei Ehren wurden Lady Blennerhassett zuteil. Die philosophische Fakultät der Münchner Universität verlieh ihr 1898 den Doktortitel honoris causa; auch zum Offizier der französischen Ehrenlegion wurde sie ernannt. In München stand ihre Wiege. Am 19. Februar 1843 wurde sie als Tochter des Kämmerers Grafen Karl v. Leyden geboren. Ihr Gemahl, der seinerzeit in München und Berlin studierte, gehörte zu den intimen Bekannten Döllingers. Seit 1868 war Lady Blennerhassett Ehrendame des Theresienordens. Ihr einziger Bruder, der Kämmerer Graf Kasimir v. Leyden, war bis 1900 deutscher Gesandter in Stockholm.

M.



Der Winter an der Ostsee: Eingefrorene Fahrzeuge im Stralsunder Fischerhafen.

Kapitänleutnant Petz,

Kommandant eines U-Bootes, das zwischen dem 6. und 7. Februar 1917 51 000 Tonnen versenkte, darunter vier große Transportdampfer. (Hofphot. Ferd. Urbahns, Kiel.)



Leutnant zur See d. Res. Badewitz,

der als Prisenkommandant den von einem deutschen Hilfskreuzer im Atlantischen Ozean aufgebrachten englischen Dampfer „Yarrowdale" mit 469 Gefangenen und einer wertvollen Ladung nach Swinemünde führte.



Ein Verbandzelt unweit der Front.

Der Osmanische Rote Halbmond.

Von Generalkonsul a. D. Halil Halid-Bej.

Vor etwa vierzig Jahren war in Konstantinopel ein Komitee des Roten Halbmondes gegründet worden. Man hatte im Russisch-Türkischen Krieg das Bedürfnis zu dessen Gründung empfunden. Jedoch einer religiösen Anschauung wegen, die seit alters unter den Mohammedanern gegen das Kreuzeszeichen herrschte, war anstatt Salîbi ahmer (Rotes Kreuz) die Bezeichnung Hilâli ahmer (Roter Halbmond) angenommen worden. Dem Halbmond wohnt nicht wie dem Kreuz ein religiöser Ursprung inne, sondern er ist ein nationales Abzeichen, das nur von den osmanischen Türken angenommen worden ist. Daher war selbst damals dem Komitee des Osmanischen Roten Halbmondes eine Anzahl christlicher Mitglieder beigetreten.

Da der frühere Großherr Sultan Abd ul Hamid gegen jedwede inoffizielle Gesellschaft Verdacht schöpfte und Furcht davor hegte, so war die Institution des Roten Halbmondes nach einer Weile in Vergessenheit geraten. Im Thessalischen Feldzuge gegen Griechenland trat das Bedürfnis nach der Wiederbelebung der Institution des Roten Halbmondes aufs stärkste hervor, und bei dieser Gelegenheit wurde der Sultan davon überzeugt, daß bei einer solchen humanitären Einrichtung keine politische Absicht gegen seine Regierung im Spiele sein könne.

An dem Internationalen Roten Kreuz-Kongreß, der einige Zeit danach in London abgehalten wurde, hatte auch die Regierung des Sultans teilgenommen; und der jetzige geschäftsführende Präsident des Roten Halbmondes, der Arzt Besim Omer-Pascha, war als Delegierter der Türkei nach London gereist. Er wünschte, daß der Kongreß bei Kriegen die Benutzung der Roten Halbmondflagge seitens der Türkei an Stelle der Roten Kreuzflagge anerkenne. Es wurde ihm darauf zur Antwort, daß dem Kreuzeszeichen keine religiöse Bedeutung innewohne, sondern daß das Zeichen der Schweizer Flagge auf weißem Felde allgemein deshalb angenommen worden sei, um der Schweiz eine Aufmerksamkeit dafür zu erweisen, daß die Internationale Rote Kreuz-Konvention in Genf unterzeichnet wurde. Ich befand mich damals gerade in London und wohnte als Zuhörer den Sitzungen bei. Um Besim Omer-Pascha zu sekundieren, wandte ich mich an ein mir bekanntes englisches Kongreßmitglied mit der Bitte, er möge erklären, daß die trefflichen Eigenschaften der reinen Türken Anatoliens an sich schon von sehr zahlreichen Europäern anerkannt worden seien, und daß dieses glaubensstarke Volk und die größtenteils der Landbevölkerung entnommenen Soldaten, wenn sie ihrer Verwundung erliegen, neben sich oder über ihren Häuptern natürlich lieber das Halbmondzeichen als das Kreuz sehen wollten; und er möge darauf hinarbeiten, daß er die Annahme des Roten Halbmondzeichens statt des Kreuzes bei dem Kongresse durchsetze. Da die persische Regierung schon damals unter der englischen und russischen Bedrückung zu leiden hatte, so schreckte sie davor zurück, diese Forderung des Osmanischen Reiches, das mit Persien eine gemeinsame Religion verbindet, zu unterstützen.

In den hierauf in verschiedenen Ländern abgehaltenen Kongressen des Roten Kreuzes kam dann die Annahme des Roten Halbmondes allein für die Türkei zustande. Und der Nutzen? Die Franzosen, die Engländer und besonders die Moskowiter, deren kriegerisches Vorgehen gegen die Türken seit sehr vielen Jahren zu erwarten war, da sie sich zur Aufteilung der Länder des Osmanischen Reiches vorbereitet hatten, führten in dem gegenwärtigen Kriege unter Mißachtung nicht nur des türkischen Halbmondzeichens, sondern selbst des deutschen und österreichisch-ungarischen Kreuzeszeichens Angriffe auf die Verbandplätze aus.

Die jetzige Gesellschaft des Osmanischen Roten Halbmondes wurde in den Kriegen, die zwischen der Türkei und den kleinen Balkanstaaten stattfanden, mit Energie neu umgestaltet. Die



Ärzte und Pflegerinnen des Roten Halbmonds.

Hilfsgelder, die die indischen Mohammedaner gelegentlich des Balkankrieges zur Hebung der finanziellen Bedeutung und zum Ausbau der Organisation des Roten Halbmondes beigesteuert haben, haben ihm sehr viel geholfen. Die Gelder, die die indischen Mohammedaner gesandt haben, wurden auf etwa 200000 Pfund Sterling (4 Millionen Mark) geschätzt. Da die englischen Beamten ganz zwecklos Verdacht schöpften, daß diese Gelder unter dem Namen des Roten Halbmondes zum Ausbau der osmanischen Streitkräfte zu Wasser und zu Land verwendet würden, arbeiteten sie dem noch größeren Geldzufluß nach der Türkei heimlich entgegen; und sie verbreiteten unter den indischen Mohammedanern das grundlose Gerücht, die türkischen Beamten veruntreuten diese Gelder. Als ich nach dem Balkankrieg als osmanischer Generalkonsul für Indien nach Bombay entsandt wurde, war gerade eines meiner Arbeitsgebiete, die mich am meisten in Anspruch nahmen, die Dementierung dieser englischen Gerüchte in den mohammedanischen Zentren ganz Indiens und die Korrespondenz zwecks Stärkung des Vertrauens zum Osmanischen Roten Halbmond.

Wie der jetzige Krieg auch ausgehen mag, ich bin der Ansicht, daß die Stellung der erwähnten Mohammedaner zum Osmanischen Reich sich nicht ändern wird, und daß man auch künftighin reichliche Hilfsgelder aus Indien wird erhalten können; nur müßte die Gesellschaft des Roten Halbmondes erklären, daß seine Rechnungsablage von nun ab der Prüfung der Kammer der Abgeordneten unterbreitet werden soll; denn dann ist den Mißdeutungen der englischen Beamten die Spitze genommen, und das Vertrauen der Spender von Hilfsgeldern nimmt in gleichem Maße zu.

Im gegenwärtigen Krieg hat die Gesellschaft des Roten Halbmondes dank der Spenden, die aus dem Inlande und aus den verbündeten Staaten eingehen, der Verwundetenpflege des osmanischen Heeres reiche Dienste erwiesen. Eine der anerkennenswerten Unternehmungen, die der Rote Halbmond im jetzigen Kriege geschaffen hat, ist auch die Ausbildung und Bereitstellung zahlreicher Damen aus angesehenen türkischen Familien als Krankenpflegerinnen. Dieser Fortschritt wäre früher wegen der in der Verschleierung liegenden Zurückhaltung ganz unmöglich gewesen.

Beim Fünfuhrtee.

Beim Roten Halbmond an der Suezkanalfront.

Nach Aufnahmen des Hofphotographen C. Raad, Jerusalem.



Ein türkisches Feldlazarett im Wüstensand.



Transport der Verwundeten durch die Wüste.



Ein türkisches Feldlazarett in einem Palmenhain. (In der Mitte des Platzes ein großer roter Halbmond als Schutz gegen feindliche Flieger.)



Ein Verbandplatz dicht hinter der Front.

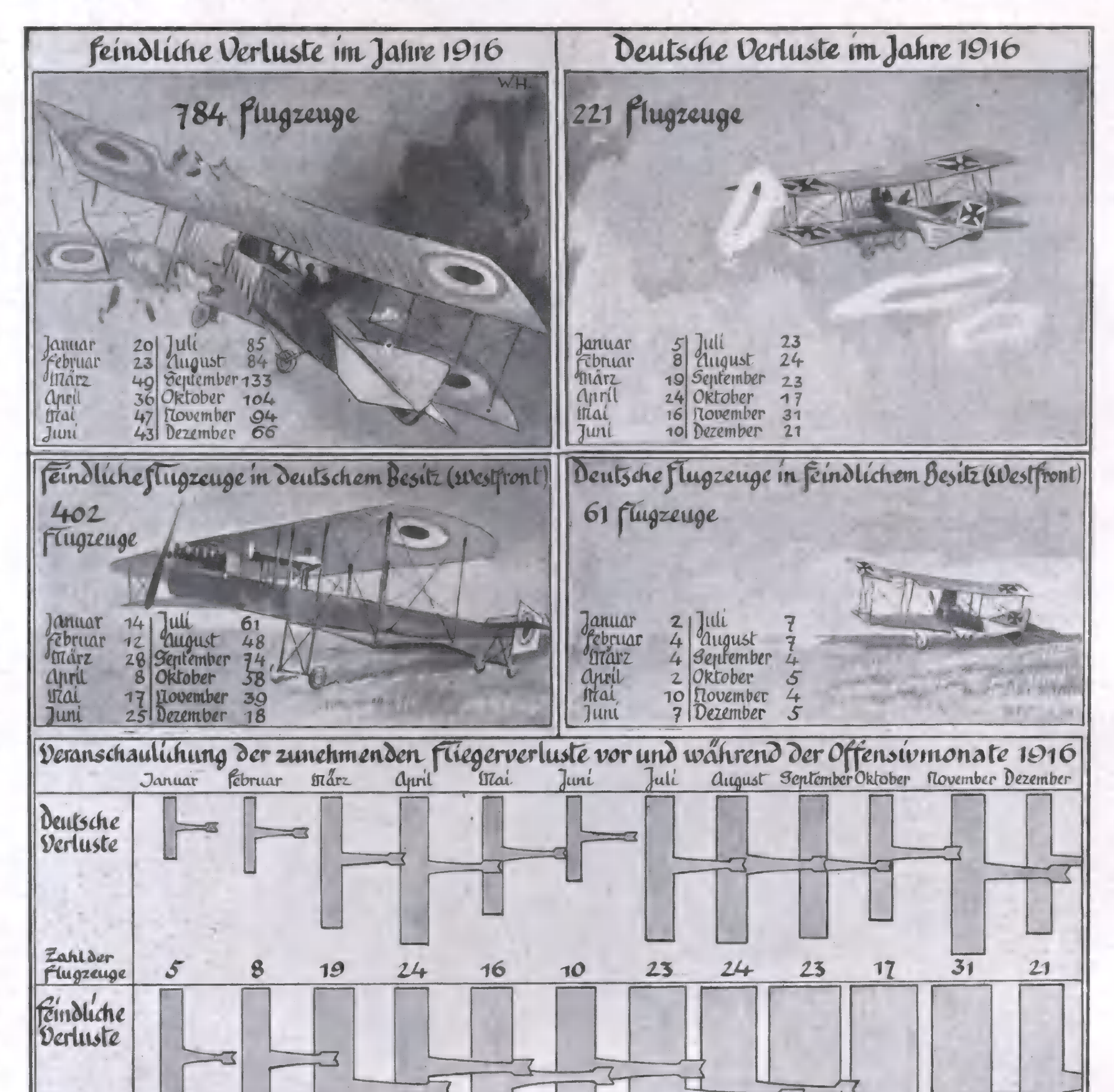
Beim Roten Halbmond an der Suezkanalfront. (Nach Aufnahmen des Hofphotographen C. Raad, Jerusalem.)

Die deutschen Luftstreitkräfte im Weltkrieg. / Von Major a. D. Max v. Schreibershofen.

Als Anfang dieses Jahrhunderts in Schilderungen des Zukunftskrieges zum ersten Male von eigentlichen Luftschlachten die Rede war, wurde dies allgemein als ein Phantasiegemälde nach Jules Verne betrachtet und ungläubig belächelt. Nur wenige Jahre sind seitdem verflossen, und doch ist dieser Zukunftstraum inzwischen Wirklichkeit geworden. Die Luftfahrzeuge jeder Art haben sich zu einem wertvollen Kriegsmittel entwickelt, auf das kein Heerführer freiwillig verzichten möchte; Flugzeuge und Luftschiffe sind ihm eine unentbehrliche Waffe geworden. Der moderne Krieg wird nicht bloß auf der Erde und auf dem Wasser geführt wie in alter Zeit, sondern auch unter der Erde, unter der Meeresoberfläche und in der Luft. Staunenswert, alle Erwartungen weit übertreffend, ist die Entwicklung geworden, die die militärische Luftfahrt genommen hat.

Die erste Verwendung der Luftfahrzeuge erstreckte sich auf die Aufklärung der feindlichen Maßnahmen, Stellungen und Bewegungen. Auch wenn sich ihre Tätigkeit auf dieses Gebiet beschränkt hätte, wären sie von unschätzbarem Werte gewesen, denn sie hatten sehr wesentliche Vorteile vor der Kavallerie, dem Auge des Heeres, die durch ihre Patrouillen Nachrichten über den Gegner bringen sollte. Die Reiter konnten leicht durch die feindlichen Truppen oder durch Geländehindernisse am Vorgehen aufgehalten werden; sie konnten in der Regel nur die vordersten feindlichen Linien feststellen, aber nicht erkennen, was sich dahinter abspielte. Die Luftfahrzeuge überflogen aber alle diese Hindernisse und erhielten von oben Einblick in die Verhältnisse hinter der Front. Vermöge ihrer großen Schnelligkeit vermochten sie auch die Ergebnisse ihrer Aufklärung rechtzeitig an den höheren Führer zurückzubringen und ihm dadurch die notwendigen Grundlagen für seine Entschlüsse und Befehle zu verschaffen, während die Meldungen der Kavallerie vielfach zu spät eintrafen. Alle diese Vorteile traten noch mehr hervor, als es gelang, die Luftfahrzeuge mit funkentelegraphischen Apparaten auszustatten, wodurch sie in der Lage waren, auch während der Fahrt Meldungen abzustatten. Die ersten Meldungen, die Anfang September 1914 über das Eintreffen der großen französischen Verstärkungen aus südlicher Richtung, über die Verschiebungen der Franzosen nach ihrem Westflügel bei der deutschen Heeresleitung einliefen, und die zur Marneschlacht und dann zum Rückzuge hinter die Aisne führten, stammten von Fliegern.

Nachdem die große Bedeutung des Flugwesens für die Aufklärung erkannt und durch die Verbesserung der Fahrzeuge und die Vervollkommnung der Flugtechnik zur praktischen Anwendung gekommen war, trat zugleich die Notwendigkeit auf, sich gegen die Erkundung durch die feindlichen Flieger zu schützen. Die verschiedenen auf der Erde selbst angewendeten Mittel, um dem Feinde das Erkennen der Stellung und der Bewegung aus der Luft zu erschweren, möglichst ganz zu verhindern, erfüllten nur teilweise ihren Zweck. Die Verschleierung konnte am besten erreicht werden, wenn es gelang, die feindlichen Luftfahrzeuge überhaupt gänzlich von den eigenen Truppen entfernt zu halten. Zunächst versuchte man dies von der Erde aus zu erreichen durch Einführung besonderer Ballonabwehrkanonen, die zum Teil auf Selbstfahrern angebracht wurden, um sie schnell nach dem Bedarfsorte führen zu können. Auch das Schießverfahren der Artillerie wurde verbessert, besondere Munition verwendet, aber das Ergebnis genügte nicht. Die in großer Höhe schnell dahinsausenden Fahrzeuge bildeten ein zu schwieriges Ziel. Es blieb nichts anderes übrig, als den Feind in der Luft selbst zu bekämpfen. Er mußte angegriffen, vernichtet und vertrieben werden. Die Luftaufklärung mußte dieselben Grundsätze befolgen wie die Reiterwaffe auf der Erde. Auch dort hatte sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß zunächst die feindliche Kavallerie geschlagen werden müßte, um einerseits die Verschleierung durchzuführen, andererseits den eigenen Aufklärungsorganen den Weg gegen den Feind zu öffnen. Sollten aber die Luftfahrzeuge den Kampf mit dem Feinde aufnehmen, so mußten sie auch für diesen Zweck besonders gebaut und ausgerüstet werden. Sie wurden mit Maschinengewehren versehen, in ihren wichtigsten Teilen gepanzert. Damit war auch eine Steigerung aller Größenverhältnisse verbunden. Es entwickelten sich auf diese Weise zwei besondere Typen, von denen die eine hauptsächlich für den eigentlichen Kampf, die andere für die Aufklärung bestimmt war. Damit im Zusammenhang wurde auch eine besondere Angriffstaktik und -technik geschaffen. In dem Luftkampfe wurden die Flugzeuge nicht mehr einzeln verwendet, sondern in Kampfgeschwadern zusammengefaßt, die unter einheitlichem Befehle standen und nach bestimmten taktischen Grundsätzen gemeinschaftlich zusammenwirkten und sich gegenseitig unterstützten. Und wie auf der Erde vor der Front der Armeen die Kavalleriedivisionen sich gegenseitig aufsuchen, um auf der blutigen Walstatt miteinander um den Sieg zu ringen, so kämpfen in der Luft die Kampfgeschwader miteinander.



Deutschland in der Luft voran!: Die deutschen und die feindlichen Verluste im Luftkampf an der West- und Ostfront im Jahre 1916.

Die Gesamtverluste unserer Feinde seit Beginn des Krieges bis Ende Januar 1917 betrugen über 1000 Flugzeuge.

Die Aufklärung, die von den Luftfahrzeugen ausgeführt wird, ist eine doppelte: eine strategische, die den Zwecken der obersten Führung dient, und eine taktische im Dienste der niederen Führung und der Truppe auf dem Marsche, in der Ruhe und auf dem Gefechtsfelde. Auch hier gilt der bewährte Grundsatz, daß die beste Sicherung in einer guten Aufklärung liegt. Es werden dadurch alle Überfälle und plötzliche Angriffe vermieden, und der Führer kann rechtzeitig die notwendigen Maßnahmen treffen, um seine Absichten trotz feindlicher Gegenwirkung auszuführen. Eine besondere Rolle spielt die Luftbeobachtung für die Artillerie. Seit der Anwendung des indirekten Schießverfahrens, des verdeckten Auffahrens der Batterien und der Verwendung zahlreicher Steilfeuergeschütze stehen die Geschütze in der Regel in und hinter künstlichen und natürlichen Deckungen. Das Ziel kann nicht mehr von den feuernden Batterien selbst aus gesehen werden, sondern es werden besondere Beobachter vorgeschickt, die mit der Batterie durch Fernsprecher verbunden sind. Sie sind aber in ihrem Gesichtskreis behindert, und nur selten wird es ihnen durch Benutzung von Türmen, hohen Kuppen, Bäumen u. dgl. möglich sein, über die vorderste Linie des Feindes hinwegzusehen und die Lage der abgegebenen Schüsse zu erkennen. Dies ist um so schwieriger geworden, seitdem der Gegner seine Batterien ebenfalls hinter Deckungen zurückgezogen hat. Ein gutes Wirkungsschießen ist aber nur bei entsprechender Beobachtung zu erreichen, die jetzt in der Hauptsache durch Flieger ausgeführt wird. Es werden deshalb jeder Artillerieabteilung besondere Artillerieflieger zugeteilt, die in steter Verbindung mit den schießenden Batterien stehen. Von ihrer erfolgreichen Tätigkeit hängt zum größten Teil die Wirkung der Artillerie ab. Ähnlich wie bei der reinen Aufklärung wird der Gegner auch hier bemüht sein, die Artillerieflieger zu vertreiben und zu vernichten. Sie müssen deshalb durch besondere Kampfflieger geschützt werden. So entwickeln sich auch hier Luftschlachten. Sie haben bei den jetzigen Stellungskämpfen an der Westfront, wie die beigegebene statistische Tafel zeigt, einen großen Umfang angenommen. Das allgemeine Interesse wendet sich naturgemäß den Kampffliegern zu. Die zahlenmäßig nicht zu bewertende, aber nicht minder gefahrvolle und unentbehrliche Tätigkeit der Artillerie- und Infanterie-Flieger sollte dadurch jedoch beim großen Publikum nicht in den Hintergrund treten.

Die Kampftätigkeit der Luftfahrzeuge beschränkt sich aber nicht allein auf den eigentlichen Luftkampf, sondern findet ihren Ausdruck im Abwerfen von Bomben auf feindliche Stellungen und Truppen, auf gegnerische Befestigungen, Verkehrsmittel und -anstalten sowie auf Depots, Munitionslager und Fabrikanlagen, die der feindlichen Rüstungsindustrie dienen, auf Häfen mit ihren ausgedehnten Werften, Docks, Entladeeinrichtungen, Signalstationen u. dgl. Diese Tätigkeit wird sowohl von den Flugzeugen als auch von den Luftschiffen ausgeführt. Letztere eignen sich besonders dafür wegen ihres großen Aktionsradius und weil sie infolge ihres größeren Fassungsvermögens sehr viel größere Mengen Bomben und Explosivstoffe mit sich führen können. Bekannt geworden sind die großen Luftstreifen, die die deutschen Zeppeline gegen England ausgeführt haben, und bei denen dem Feinde außerordentlich schwerer Schaden zugefügt wurde.

Mit der immer zunehmenden Tätigkeit und wachsenden Bedeutung der Luftfahrzeuge haben auch ihre Zahl und die Größe ihres Personals beträchtlich zugenommen. Erst nach dem Kriege wird es möglich sein, den vollen Umfang zu erkennen, den das deutsche Flugwesen während des Krieges erhalten hat. Dies erforderte eine sehr große Tätigkeit der heimischen Industrie, um den Bedürfnissen der Heeresverwaltung rechtzeitig entsprechen zu können. Mancherlei Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden. Die Heeresverwaltung mußte auch ihre Anforderungen ständig steigern, was sowohl die Zahl des Materials und Personals betraf als auch die technischen Leistungen. Dabei war der Mangel an Arbeitskräften und an Rohstoffen zu überwinden. Es galt, nicht nur die vorhandene Überlegenheit unter den augenblicklichen Verhältnissen zu behaupten, sondern sie auch für die Zukunft zu sichern, in der mit erhöhten Anstrengungen des Gegners zu rechnen war. Um dies zu erreichen, sind durch eine kürzlich ergangene Verordnung die gesamten Luftstreitkräfte auf allen Fronten und alle Ersatztruppenteile sowie die dem Heeresbedarf in der Heimat dienenden Behörden, Industrien, Anstalten usw. einheitlich zusammengefaßt und unter den Befehl eines „Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte“ gestellt worden. Durch diese straffe Zentralisierung aller der Militärluftfahrt dienenden Kräfte ist ihre vollste Ausnutzung sichergestellt. Es ist mit dieser neuen Organisation derselbe Weg beschritten, den die Heeresverwaltung auch in der Munitionsfrage gegangen ist. Zum ersten Kommandierenden General wurde der Generalleutnant v. Hoeppner ernannt, der als früherer Chef des Stabes einer Armee und als Führer einer Division mit den Anforderungen der Front vollkommen vertraut ist und dafür sorgen wird, daß nach einheitlichen Grundsätzen alle vorhandenen Kräfte herangezogen, ausgenutzt und in den Dienst des Heeres gestellt werden. Auch in dieser Maßnahme spricht sich die feste Absicht und der unerschütterliche Wille unserer Heeresleitung aus, den Krieg durchzuhalten und alle Kräfte daranzusetzen, um ihn zu einem glücklichen Ende zu führen. Zu diesem Ziele werden auch die Luftstreitkräfte beitragen.



Stimmungsbild von einem vereisten Spreewaldkanal.



Biertransport zu Schlitten.



Schweinetransport im Schlitten.



Der Schornsteinfeger auf dem Wege zu seiner Tätigkeit.



Beim Fischen unter dem Eise.



Auf der zugefrorenen Dorfwasserstraße.

Winterleben im Spreewald.

Peter Cornelius.

Von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Christian Eckert, Cöln.

In den letzten Jahrzehnten vor Kriegsbeginn wandte sich ein gut Teil des Kunstinteresses jenen Darbietungen zu, die weniger auf den gedanklichen Gehalt als auf die feinsten Abwandlungen des Farbspiels und der Formgebung Wert legten. Solchen Richtungen mochte Peter Cornelius zu einfach und einseitig erscheinen, zu leidenschaftlich und ideenschwer. Der Wandel der wilden Jahre, die wir durchleben, wird die Beurteilung eines Könners erleichtern, der ein echt deutscher, der edelsten Kunst beflissener Mann gewesen, der mit sicherem Ahnungsvermögen die Massen künstlerisch zu begeistern und über den Alltag wegzuheben trachtete. Ein Menschenalter jünger als Goethe, ist er, wie der Alte von Weimar, nach einem an Wagen und Wirken, an Erfolgen und Enttäuschungen reichen Leben in hohen Jahren am 6. März 1867 entschlummert. Zum Gedächtnis der fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages sei versucht, seine Lebenslinie aufzuzeichnen, ohne den Einzelheiten seines vielgestaltigen Schaffens nachgehen zu können.

Die künstlerischen Anfänge von Peter Cornelius gewinnen an Goethes Mannes- und Meisterleistung ihre stärkste Anregung. Das 1808 erschienene Weltgedicht des „Faust“ mit dem zwiespältigen Ringen des Helden und dem rührenden Mädchenschicksal hat ihn zu seinem ersten großen Zeichenzyklus begeistert. Gebildet an den Kunstanschauungen von Winckelmann und Lessing, die vor dem „Schönen niederer Gattung“ gewarnt und „bedeutsamen Inhalt“ für die bildende Kunst gefordert hatten, versuchte der dichterisch veranlagte Cornelius in einer Folge von Zeichnungen das innerste Erleben zum Ausdruck zu bringen, das in ihm der Zauber des Buches geweckt hatte. Nicht das Grüblerische, nicht der wahnwitzige Drang nach Erkenntnis und nicht die Phantastik des Hexentreibens hat seine Künstlernatur am tiefsten gepackt, das allgemein Menschliche offenbarte sich ihm als würdigster Gegenstand für seine Griffelkunst.

Daß Cornelius, statt wie viele der Gleichstrebenden ins Reich der Antike zurückzuflüchten, im Erstlingswerk dem Born des deutschen Wesens nahte, war eine ungewöhnliche Neuerung; daß er bei der künstlerischen Durchführung sich jeder idealisierenden Einkleidung enthielt, war geradezu ein Wagnis. Cornelius wollte in seinen Blättern deutsch sein und für das deutsche Volk wirken, dem die Aufrichtung aus tiefem, innerem Fall damals not tat.



Peter Cornelius.
Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages am 6. März.

Wie so viele, die seit den Tagen der Völkerwanderung und den Tiberzügen deutscher Kaiser die Herzenssehnsucht nach der Sonne Italiens gezogen hat, ist auch Cornelius nach Vollendung des „Faust“-Zyklus zur ewigen Roma gewandert, hat sich aber ihrem Zauber nicht widerstandslos ergeben. Noch nach Monaten schreibt er von dort an einen alten Gefährten der Heimat: „Ich sage Dir und ich glaube es fest, ein deutscher Maler sollte nicht aus seinem Vaterland gehen . . . . Lange mag ich nicht unter diesem warmen Himmel wohnen, wo die Herzen so kalt sind, und ich fühle es mit Schmerz und Freude, daß ich ein Deutscher bis ins innerste Lebensmark bin.“

Bei solcher Stimmung ist es begreiflich, daß er auch in Italien zunächst den heimatlichen Stoffen treu blieb, daß er versuchte, in „neuen Arbeiten die ganze Herrlichkeit unseres Vaterlandes“ widerzuspiegeln. Das ehrwürdige Nibelungenlied mit den mächtigen Gestalten seiner kühnen Recken und hohen Frauen suchte er in sechs Blättern künstlerisch neu zu gestalten.

Von Federzeichnungen als Vorlagen für den Kupferstich kam Cornelius in Italien zur Freskomalerei. Das Fresko schien ihm die Aufgaben der Malerei, wie er sie verstand, am würdigsten zu erfüllen, da es von großen Wänden erhabener Bauwerke, mit denen es in untrennbarer Einheit zusammenwirkt, zum ganzen Volke spricht, bei ihm das Verständnis für alles Edle wecken und fördern hilft. Im Zusammenhalt mit schwärmerisch veranlagten, zum Teil hochbegabten Naturen, die später in der Kunstgeschichte meist als Nazarener bezeichnet wurden, hat Cornelius für den preußischen Generalkonsul Bartholdi die malerische Einkleidung der sinnigen Geschichte Josephs gefunden. Die von ihm herstammenden Wandbilder der Traumdeutung und des Wiedererkennens von Joseph mit den Brüdern sind heute in der Berliner Nationalgalerie aufgestellt.

Diese Fresken der „Casa Bartholdi“ und Pläne für eine Darstellung aus der „Göttlichen Komödie“ für die Villa Massimi hatten dem Künstler die Gegenwart ermöglicht. Die Bürgschaft für die Zukunft, in der er der monumentalen Malerei den Weg nach Deutschland bahnen wollte und danach strebte, die Kunst des heißgeliebten Vaterlandes aufhören zu lassen, „eine feile Dienerin üppiger Großer, eine Krämerin und niedere Modezofe zu sein“, fand er seit 1818 in der Freundschaft mit dem Kronprinzen

Gretchen in der Kirche. Federzeichnung. (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

Ludwig von Bayern, der bald danach auf den Wittelsbacher Thron berufen wurde. Seinem Drängen folgend, hat er als Vierzigjähriger den Einzug in die Isarstadt gehalten. Die großen Münchner Fresken, der Wand- und Deckenschmuck der Glyptothek, die Entwürfe für die Loggien der Pinakothek und die Ausmalung der Ludwigskirche sind die Höhepunkte seines Wirkens in jenen Sonnentagen des Glücks.

An Wänden und Decken der Glyptothek, die zur Aufnahme der Sammlung von Antiken aus der griechisch-römischen Glanzzeit dienen sollte, schuf er eine wundersame Bilderdichtung, ein hohes Lied von der Menschen Leid und Kampf, sobald sie Göttlichem sich nahen. Dank seiner einheitlichen Weltanschauung lag es für Cornelius nahe, das Walten der Gottheit in weltlicher Verkleidung zur Einführung in den künftigen Wohnraum der antiken Götter und Heldengestalten zu wählen. Der Kampf des Ewigen mit dem Irdischen, die Vernichtung und Erlösung sind die Probleme des Welträtsels, die Cornelius sich im Götter- und Heroensaal zum künstlerischen Ziel setzte. Was bei Betrachtung dieses bildnerischen Weltgedichtes am ungeteiltesten die Bewunderung erregt, ist die wundersame Raumbeherrschung, die der Meister hier noch glanzvoller als bei früheren Gelegenheiten betätigt. Fast gleich stark fesselt die Sicherheit, mit der Cornelius die Formsprache bei der Einzeldurchführung handhabt. Nicht einzelne Menschen sind geschildert, sondern Typen geschaffen, die in allgemein gültigen Formen seine großen Gedanken aussprechen.



Zerstörung von Troja. Bogenfeld im Heldensaal der Glyptothek zu München.



Faust und Mephisto am Rabenstein. Federzeichnung. (Städelsches Kunstinstitut Frankfurt a. M.)

Noch vor Vollendung der Glyptothekfresken sollte sein höchstes Ziel der Verwirklichung nähergerückt werden. Mit Beseligung hat der in der Vollkraft seines Lebens stehende Meister vernommen, daß er an Wänden der neuen, dem Patron des Königs gewidmeten Ludwigskirche sein schöpferisches Genie mit einem allumfassenden Plan erproben dürfe. Ein feierlicher Lobgesang auf die Welterschaffung und Menschheitserlösung hat sich im Geiste des Meisters zur bildnerischen Aufgabe gerundet. Die endgültige Scheidung zwischen Gutem und Bösem, die Stunde des Gerichts bildet den mächtigen Schlußakkord, der zu den Herzen der Gläubigen warnend und aufrichtend von der Schlußwand des Chors sprechen sollte. Eine Riesenfläche, größer noch als Michelangelos Sixtinabild, ist von Cornelius bewältigt. Wer freilich heute mit Erinnerungen an den stärksten Renaissancekünstler oder auch an Rubens das Fresko betrachtet, findet sich namentlich beim ersten Schauen enttäuscht. Trotz aller Schönheit des planmäßigen Aufbaues und der wohlberechneten Verteilung der Figuren im Raum eignet diesen fast starre Ruhe, die mehr zur Andacht stimmt, als sie die künstlerischen Instinkte unmittelbar berührt. So hat das Bild bei aller Hoheit doch auch den König enttäuscht, was freilich weit mehr noch an der Ungunst des Baues, als am Werke selbst gelegen.

Bei der Verstimmung des Königs Ludwig war ein weiteres gedeihliches Schaffen in München nicht mehr zu erhoffen. So war es für Cornelius Rettung und Fortführung zu neuem Schaffen, daß der phantasievolle Monarch Friedrich Wilhelm IV., der danach verlangte, bedeutende Männer bei sich zu sehen, den Meister mit offenen Armen in seine Hauptstadt aufnahm. Von 1841 an hat Cornelius noch über zwei Jahrzehnte, mit kurzen Unterbrechungen, in Berlin gearbeitet, wenig berührt und wenig verstanden vom großen Publikum, aber stetig mit einem Werke beschäftigt, das Schwanengesang und Krönung seines Lebens zugleich bedeutet. An den neuen Dom sollte sich, wie damals geplant, die Begräbnisstätte des Königlichen Hauses schließen, deren Innenwände nach der Art des berühmten Campo Santo zu Pisa für Freskenschmuck bestimmt waren. Die Kartons für diese Friedhofshalle, das Hohelied von des Todes Majestät und der Menschen



Kriemhild erblickt Siegfrieds Leiche. - Federzeichnung.
(Städelsches Kunstinstitut Frankfurt a. M.)

Bestimmung, sind vom Meister in stiller Zurückgezogenheit geschaffen worden. Die monumentale Versinnlichung des Heilsganges der Menschheit gestaltet Cornelius in einer Neufassung des uralten Stoffes zu einem Spiegelbild alles Erdenwallens bis zur Erfüllung und Erlösung.

Mit ungebrochener Darstellungskraft hat Cornelius daran bis zu seines Lebens Ende gearbeitet, in der wachsenden Gewißheit, daß bei seinem hohen Alter in Verbindung mit Hemmnissen aller Art an eine von ihm selbst vorgenommene Ausführung in Farben nicht zu denken sei, aber auch in dem sicheren Gefühl, daß er für den Rest seines Schaffens von dieser Arbeit nicht mehr lassen dürfe. Nur die dramatischen Szenen der Nordwand, die „Darstellung der letzten Dinge“ mit dem Ritt der apokalyptischen Reiter, vermochte er noch in den großen Maßstab zu übertragen, wie er für die Ausführung geplant war. Pest und Hunger, Krieg und Tod sind die Verfolger, die die Menschheit beherrschen. Sie jagen über die Sterblichen, die sich entsetzt und vergebens gegen die Vernichtung aufbäumen. Eine unergründliche Macht geht über die Erde, die stärker ist als alles Lebendige, die jede Regung des Seins rettungslos vernichten will. Es ist dieselbe Szene der Apokalypse, die gerade bei deutschen Meistern öfter wiederkehrt, die nicht nur Dürer und Holbein behandelten, die auch einer der größten unter den Neueren, Arnold Böcklin, aufgegriffen. Der Krieg in seiner ungezähmten Kraft ist bei Cornelius eine der zwingendsten Gestalten aller Kunst geworden. In der Klarheit des Aufbaues und dem Schwung der Linien bildet der Karton einen Höhepunkt deutscher Monumentalkunst.

Die großen Entwürfe für die Friedhofshalle könnten einem „Campo Santo“ der Gegenwart, einer Friedens- und Ruhmeshalle für die Gefallenen des Weltkrieges mancherlei Anregung bieten. Neben ihrer künstlerischen Bedeutung liegt ihr wesentlicher Vorzug darin, daß Cornelius in ihnen das Allgemeinmenschliche der Heilswahrheiten betonte, daß er die einzelnen Szenen in einer Darstellungsweise behandelte, die Zugehörige aller Bekenntnisse zu würdigen wissen.

Am 6. März 1867 hat der Tod dem Nimmermüden den Stift aus der Hand genommen. Nie hatte er in seinem langen Leben den Interessen des Tages gedient und den Launen des Publikums Rechnung getragen, nie der Halbbildung und Kunstschmeckerei geschmeichelt. Des Cornelius Lebenswerk war die laute Antwort auf die Forderung der eigenartigsten deutschen Denker zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die Erfüllung dessen, was so feine Köpfe wie Fichte und Schelling sich gewünscht hatten. Sein Ziel war Erziehung des Menschen durch die Kunst. Der Ruf zur Selbstzucht, zur Verinnerlichung schallt von seinen Fresken und Kartons weithin in die Lande. Die bleibende Bedeutung von Peter Cornelius beruht darin, daß er der Erwecker monumentalen Kunstschaffens auf deutscher Erde gewesen, wie es in unserem Vaterlande vor ihm niemand auch nur annähernd geübt hat.

Neben der von ihm vertretenen Richtung werden und müssen andere Zweige der deutschen Malerei und Griffelkunst blühen, zeitweise sogar die Oberhand gewinnen. Aber wenn dann die virtuose Mache und die Gedankenleere allzu aufdringlich in den Vordergrund treten, wird ein maßvolles Zurückgreifen auf seine Kunstweise den Erschlafften und Verweichlichten lebendige Kraft zuführen, die ihre Arbeiten mit neuem Inhalt erfüllen kann.

Die Nachbildungen nach den Originalzeichnungen zu Goethes „Faust“ und zum „Nibelungenlied“ verdanken wir dem Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt, in dessen Besitz sich diese befinden. Von demselben ist eine Herausgabe der Folge des „Faust“ und der „Nibelungen“ geplant, die erstmalig diese wichtigen Zeugnisse deutscher Kunst in würdiger und zeitgemäßer Reproduktionstechnik bringen wird.



Zur fünfzigsten Wiederkehr des Todestages von Peter Cornelius am 6. März: Teil der Nordwand der von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geplanten Friedhofshalle in Berlin. Kohlekarton. (Nationalgalerie, Berlin.)

Hauptbild: Auferstehung der Toten; Bogen: Gottvater auf den Symbolen der Evangelisten; Sockel: Kranke pflegen, Tote bestatten.

Bücherschau.

Aus der pädagogischen Kriegsliteratur. Wer sich einmal die Mühe nimmt, in den Katalogen der Buchhändler oder in anderen Übersichten die literarischen Erzeugnisse zu überschauen, die der Krieg auf dem besonderen Gebiete der Pädagogik veranlaßt hat, der wird sich ohne weiteres davon überzeugen, daß es ganz unmöglich ist, in einem verhältnismäßig kurzen Zeitungsbericht auch nur die wirklich wertvollen unter ihnen alle zu erwähnen. Und wenn er sie auf seinen Inhalt hin prüft, dann wird er bald entdecken, daß schon die Fragen, die in ihnen behandelt werden, so zahlreich sind, daß es nicht einmal möglich ist, innerhalb eines engen Rahmens diese alle anzuführen. Somit müssen wir uns auf diejenigen von ihnen beschränken, die uns besonders wichtig erscheinen, und uns dabei mit der Erwähnung einer Reihe von Schriften begnügen, die uns zur Beleuchtung dieser Fragen besonders geeignet und deshalb für pädagogisch interessierte Leser vor allem empfehlenswert erscheinen. Aus den vielen in der pädagogischen Kriegsliteratur erörterten Fragen mögen als besonders wichtig hier folgende fünf herausgestellt werden: 1. Krieg und Jugenderziehung im allgemeinen; 2. Krieg und Volksschule; 3. Krieg und höhere Schule; 4. die Einheitsschule; 5. die militärische Vorbereitung der Jugend. Alle diese Fragen finden eingehende Berücksichtigung in dem im vergangenen Jahre erschienenen Sammelwerke des Lübecker Stadtschulrates Wychgram, das betitelt ist: „Die deutsche Schule und die deutsche Zukunft.“ So wertvoll die einzelnen Artikel dieses Sammelwerkes sind, so leidet doch das Buch als Ganzes dadurch, daß die einzelnen Beiträge nach den Anfangsbuchstaben der Namen ihrer Verfasser und nicht nach den Gegenständen, die sie behandeln, geordnet sind, und daß so der Leser immer wieder von einem Gedankenkreise plötzlich in einen weit davon entfernt liegenden anderen geworfen wird. Von Schriften, die zur Erörterung der ersten Frage (Krieg und Jugenderziehung im allgemeinen) beisteuern wollen – von Einzelaufsätzen sehe ich dabei ab – seien hier genannt: Zurhellen-Pfleiderer, „Der Krieg und unsere Kinder“; Weigl, „Die Jugenderziehung und der Krieg“; Küster, „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal“; Bergmann, „Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung“; Bonitz, „Krieg und Volkserziehung“; Mollberg, „Heimat und Charakterbildung“; Martinak, „Welche großen Aufgaben stellt die Zukunft dem Unterricht und der Erziehung?“; W. Rein, „Die Volkserziehung nach dem Kriege“; A. Matthias, „Staatsbürgerliche Erziehung vor und nach dem Kriege“; Grießmayr, „Deutschvölkische Erziehung“; Schulze, „Unsere Kinder und der Krieg“. Über das Thema „Der Krieg und die Schule“ handeln allgemein u. a. folgende Schriften: Gaudig, „Ausblicke in die Zukunft der deutschen Schule“; Block, „Schulfragen der Gegenwart“; Grünweller, „Die neue Zeit mit ihren neuen Aufgaben und Kämpfen auf dem Schulgebiete“; Aloys Fischer, „Aufgabe und Entwicklung des deutschen Schulwesens nach dem Kriege“. Das speziellere Thema „Krieg und Volksschule“ erörtert die gleichnamige Schrift von Krebs. Vorwiegend das höhere Schulwesen haben im Auge: Matthias, „Krieg und Schule“; Knabe, „Der Weltkrieg und die deutsche Schule“; Jantzen, „Von deutscher Schule und Erziehung“; Horn, „Die deutsche höhere Schule der Zukunft“; Kuckhoff, „Höhere Schulbildung und Wirtschaftsleben“; Budde, „Krieg und höhere Schule“. Über das Thema „Krieg und höhere Schule“ liegt dann auch noch ein Sammelwerk vor, das der vortragende Rat im preußischen Kultusministerium, Geh. Oberregierungsrat Dr. Norrenberg, unter dem Titel „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege“ herausgegeben hat, und zu dem Universitätsprofessoren, höhere Schulverwaltungsbeamte, Direktoren und Oberlehrer Beiträge beigesteuert haben. Diese sind zum Teil recht wertvoll, wenn sie auch meist nicht wesentlich Neues bringen; was aber dieses Sammelwerk besonders interessant macht, ist der Umstand, daß es dem objektiven Leser deutlich zeigt, daß es ganz unmöglich ist, das Problem des höheren Schulwesens, wie es bisher meistens geschehen ist, vom Standpunkte einer Fachpädagogik aus zu lösen. Sobald dieser Versuch gemacht wird, hebt sofort die Forderung des einen Faches die eines anderen auf, es entsteht dann ein Kampf verschiedener Interessengruppen, in dem die Rücksicht auf das Fach fast immer die allgemeinen pädagogischen Rücksichten überwiegt, und der meist mit einem Kompromiß über ein Mehr oder Weniger der den einzelnen Fächern zuzubilligenden Stundenzahl endet, wodurch kein eigentlicher pädagogischer Fortschritt erzielt wird. Auch aus diesem Werke erkennt man wieder, daß es einer ein besonderes Stoffgebiet einseitig bevorzugenden und in seiner pädagogischen Gesamtwirkung meist weit überschätzenden Fachpädagogik nicht gelingen will, für die richtige Beurteilung des Problems des höheren Schulwesens die nötige „Höhenlage“ zu gewinnen. Daß auf diesem Gebiete die Fachpädagogik so einflußreich geworden ist, wozu auch für ihr Fach besorgte Universitätsprofessoren sehr beigetragen haben, ist für das höhere Schulwesen kein Segen gewesen. Wenn „die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege“ sich von derjenigen vor diesem Kriege dadurch unterschiede, daß an ihr mehr die allgemeine Pädagogik als die Fachpädagogik ausschlaggebend ist, so würde sie gegenüber ihrer Vorgängerin einen großen Fortschritt darstellen. Von den erwähnten kleineren Schriften zum höheren Schulwesen fordern mehrere (so die von Jantzen, Knabe, Horn, Budde) entschieden eine Verstärkung des deutschen Unterrichts in den höheren Schulen. Da diese aber ohne eine Einschränkung des fremdsprachlichen Unterrichts nicht möglich ist und am Gymnasium naturgemäß der altsprachliche Unterricht von dieser Einschränkung betroffen werden würde, so fühlen sich die Anhänger des Gymnasiums in ihrem Besitzstande gefährdet und suchen sich zu wehren. Das geschieht u. a. in folgenden Schriften: Immisch, „Das alte Gymnasium und die neue Gegenwart“; Trendelenburg, „Hie Marmor, hie Gips“; Ankel, „Ecrasez!“ In diesem Zusammenhange seien auch noch erwähnt: Rehm, „Der Weltkrieg und das humanistische Gymnasium“ und Boehm, „Der Sinn der humanistischen Bildung“. Ferner aus dem Jahre 1916: Boesch, „Von Art und Arbeit des Gymnasiums“, Veröffentlichungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Wohl den breitesten Raum in der pädagogischen Kriegsliteratur nimmt die Diskussion über die Einheitsschule ein; es seien hier zu diesem Thema aus der Überfülle der erschienenen Schriften folgende genannt: Hartnacker, „Das Problem der Auslese der Tüchtigen“; F. J. Schmidt, „Das Problem der nationalen Einheitsschule“; Block, „Die

Einheitsschule und freie Bahn dem Talent“; Lang, „Die Einheitsschule“; Grünweller, „Nationale Einheitsschule oder deutsche Nationalschule?“ Von den sich gegen die Einheitsschule aussprechenden Schriften sind wohl die beiden erwähnten von Schmidt und Block die gründlichsten. Auch seien von den allerneusten einschlägigen Schriften noch angeführt: Tews, „Die deutsche Einheitsschule“ (mit reichem statistischen Material); Fritzsche, „Die Einheitsschule“; Meyer, „Die Einheitsschule“; Schnell, „Einheitsschule“; Klamer, „Vom Kampf um die nationale Einheitsschule“. Das Problem der Einheitsschule ist ohne Frage vorwiegend ein soziales, und seine Lösung wird deshalb auch vor allem von der weiteren sozialen Entwicklung abhängig sein, der die Einheitsschulbewegung, deren Grundgedanke theoretisch ohne Frage richtig ist, wird folgen müssen, die sie aber nicht selbst schaffen kann. Je länger der Krieg dauert, und je größere Anforderungen er an das Heer stellt, desto mehr Anhänger scheinen auch die Bestrebungen für eine militärische Vorbereitung der Jugend zu gewinnen. Und es ist auch sicher, daß wir auch nach dem Kriege auf diese nicht wieder werden verzichten können. Es wird dann aber erforderlich sein, daß die Schule auf die Anforderungen der neuen Einrichtung Rücksicht nimmt und in ihren eigenen Forderungen entsprechend nachgibt. Wir werden nach diesem Kriege überhaupt wohl zugunsten der körperlichen Ausbildung und der Willensbildung in der rein theoretischen Bildung etwas nachlassen müssen. Aus der Literatur zur Frage der militärischen Vorbereitung der Jugend seien hervorgehoben: Müller-Meiningen, „Wir brauchen ein Reichs-Jugendwehrgesetz“; Galgenmüller, „Militärische Erziehungskunst“; Nußhag, „Schule und Jugendwehr“. Damit habe ich von der pädagogischen Kriegsliteratur schon mehr berücksichtigt, als es der mir zur Verfügung stehende Raum eigentlich zuließ, und ich muß deshalb Schluß machen. Wer eingehendere oder gar lückenlose Literaturangaben wünscht, sei vor allem auf den neuerdings im Verlag von Teubner-Leipzig mit der „Pädagogischen Jahresschau“ vereinigten „Pädagogischen Jahresbericht“ verwiesen, der zugle' auch über die allgemeinen (vom Krieg unabhängigen) pädagogischen Probleme und ihre literarische Behandlung trefflich orientiert.

Gerhard Budde, Hannover.

Valerian Tornius: „Klassische Kavaliere.“ Charaktere und Bilder aus der galanten Welt mit 10 Originallithographien von Erich Gruner. Geheftet 6,50 Mark, gebunden 7,50 Mark, Luxusausgabe 30 Mark. Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig 1916.

Die Zeit des Kavaliers ist unwiederbringlich dahin, und unsere eiserne Gegenwart steht fast verständnislos jener galanten Epoche gegenüber, da die großen Herzensbrecher, deren Taten uns die Memoirenliteratur aufbewahrt hat, in den geselligen Salons der feinen Welt und in den parfümierten Boudoirs der mondänen Damen auf kecke Eroberungen ausgingen. Aber es ist ein Vergnügen eigener Art, von der Hand eines geistvollen Kulturschilderers wie Dr. Valerian Tornius in jenes verklungene Zeitalter sich zurückleiten zu lassen und sich im Geiste unter jene elegante Gesellschaft zu mischen, die es verstand, das Leben von der leichtesten Seite zu nehmen und sich mit den Rosen moralfreier Daseinsluft die von Amoretten umtändelte Stirne zu kränzen. Der Verfasser gibt uns in seinem Buche die Fortsetzung seines früher erschienenen graziösen Werkes über die „Salons“. Den namhaftesten Helden der Salons sind seine Monographien über die klassischen Kavaliere gewidmet. Er zeigt in dem Einleitungskapitel „Rittertum und Frauendienst“, wie aus dem Ritter der Kreuzzüge, aus dem Troubadour und Minnesänger der „Kavalier“ hervorgegangen ist, führt uns dann das Idealbild des vornehmen Mannes der Renaissance, des „Cortegiano“, vor Augen, schildert uns in „Don Juans Wandlung“, neben „Watteaus Kavalier“ einem der feinsten Essays des Buches, die Entwicklung des skrupellosen Abenteurers zum honnête homme, reiht daran die Charakteristik der espritschillernden Galane und Virtuosen des Flirts im Rokoko und läßt zuletzt den Grandseigneur, den Gentleman und den Dandy als Typen des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Parkett erscheinen. Die Galerie der porträtierten Kavaliere beginnt mit Ulrich von Liechtenstein und endigt mit George Bryan Brummell. Die Zwischenstufen werden ausgefüllt von Graf Castiglione, Kardinal Bibbiena, Chevalier von Gramont, Herzog von Richelieu, Herzog von Lauzun, Casanova, Abbé Galiani, Fürst von Ligne, Fürst Pückler-Muskau. Der letztgenannte ist der einzige Deutsche, der unter die klassischen Kavaliere eingereiht werden kann, ein Beweis dafür, daß das Kavaliertum ein fremdländisches Gewächs ist und der schwerfällige Germane sich in diese leichtsinnige Atmosphäre galanter Erotik nicht hineinfindet. Das ebenso amüsante wie als kulturhistorische Plauderei lesenswerte Buch ist mit kapriziös gezeichneten Lithographien Erich Gruners ausgestattet, die sich dem Text feinfühlig anschmiegen.

Dr. Arthur Ploch.

Emile Guilleaumin: „Der Kampf um die Scholle.“ Gebunden 4,80 Mark. Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Das vorliegende Buch ist kein Roman, sondern ein Dokument. Man darf es nicht auf künstlerische Reize, sondern nur auf seinen Wahrheitswert hin lesen. Es hat die aufhellende Bedeutung der Tatsache. Der Verfasser ist ein nordfranzösischer Bauer, und er erzählt, sich objektivierend, aus seinem Leben, das typisch ist. Das Besondere ist das Darüberstehen der Bewußtheit. Guilleaumin, durch die Schule des modernen Sozialismus gegangen, ist sich über die Tragweite seines Tuns völlig im klaren. Daraus ergibt sich für ihn ein Gefühl der Verantwortung, das sich Aufrichtigkeit und ungeschminkte Wahrhaftigkeit abverlangt. Die Betonung der Lebensgeschichte liegt im Schicksalbildenden der gesellschaftlichen Bedingungen. Das Leben des französischen Bauern wird durch das elende Pachtsystem bestimmt, das die Arbeit des Landmannes zum Objekt kapitalistischer Ausbeutung und seine Existenz zu einer proletarischen macht. Verbesserungen, auf der Grundlage des Interessenzusammenschlusses, scheitern am konservativen, eingängerischen Charakter des Bauern. Das Scheitern solcher Bestrebungen ist der Kulminationspunkt des Buches. Es ist das Erlebnis, aus dem das Buch geboren wurde. Die menschliche Stimmung ist Gedrücktheit und Hoffnungslosigkeit. Das geschultere Denken des Verfassers, der zu messen und zu unterscheiden versteht, läßt die Lage noch tragischer erscheinen. Die Erzählung ist rührend und erschütternd. Man denkt an Jung-Stillings Jugendgeschichte; gewisse Überreste des Patriarchalisch-Idyllischen geben diese Beziehung. Aber wie zerrissen ist hier alles! Zu bewundern bleibt der sachliche Blick des Verfassers und seine Fähigkeit, das Wesentliche in Menschen und Dingen zu fassen und gestaltend zu typischer Geltung zu bringen. Er bringt seine Welt wirklich zur Erscheinung. J. P. v. Ardeschah, der das Werk übersetzt hat, gibt in einer guten Einleitung die Grundlagen zum soziologischen und psychologischen Verständnis.

Peter Hamecher.

Eingegangene Bücher.

Deutscher Jungmannen-Kalender 1917/18. 108 S. Wittenberg, Herrosé & Ziemsen. 0,70 Mk.

Doering, Dr. Oskar: Krieg und Kunst. 114 S. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 1,20 Mk.

Endres, Franz Carl, Kaiserl. Ottoman. Major a. D.: Das Kriegsbuch. Eine Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge. 141 S. München, Fr. Seybold. 1,20 Mk.

Fehrle, E.: Deutsche Feste und Volksbräuche. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner. 1,50 Mk.

Henseling, Robert: Sternbüchlein für 1917. 87 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1 Mk.

Kaiserworte. Ausgewählt von Dr. Friedrich Everling. 247 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. Geb. 2,50 Mk.

König Ludwig III. im Weltkrieg. Herausgegeben von Dr. Zils. 133 S. München, J. F. Lehmann. Geh. 2,50 Mk.

Ende des redaktionellen Teils.

Allgemeine Notizen.

Böswillige Ausstreuungen in den neutralen Ländern. In Holland und Dänemark ist das Gerücht verbreitet worden, in Deutschland stünde der Erlaß aller möglichen Ausfuhrverbote bevor und auf Ausfuhrbewilligungen sei künftig in Deutschland nicht mehr zu rechnen. Hierdurch sind Firmen, welche zu den regelmäßigen Besuchern der Leipziger Messe gehören und da ihren Bedarf für ein halbes Jahr zu decken pflegen, beunruhigt und zu der Meinung gebracht worden, die Reise nach Deutschland habe keinen Zweck. Natürlich handelt es sich bei diesen Gerüchten lediglich um böswillige Ausstreuungen der Feinde Deutschlands, welche versuchen, auf diese Weise der Leipziger Messe, als der größten Musterschau der Welt, Abbruch zu tun. Der Erlaß neuer Ausfuhrverbote steht keineswegs bevor; im Gegenteil wird durch besondere Maßnahmen dahin gewirkt werden, daß die auf der Messe nach dem neutralen Ausland verkauften Waren sobald als möglich ausgeführt werden können. Die Ausfuhrbewilligungs-Anträge für diese Waren werden mit besonderer Beschleunigung behandelt werden.

Hilfsdienstgesetz und Leipziger Messe. Von Leuten, welche der Leipziger Messe nicht gerade wohlwollend gegenüberstehen, wird in den neutralen Ländern auch das Gerücht verbreitet, daß die im Auslande ansässigen Reichsdeutschen, wenn sie zum Besuche der Leipziger Messe den Boden ihres alten Vaterlandes betreten, sofort zum vaterländischen Hilfsdienste eingezogen werden sollen. Aus bester Quelle können wir mitteilen, daß dies Gerücht frei erfunden ist. Es ist bisher überhaupt noch niemand in Deutschland zwangsweise zum Hilfsdienst herangezogen worden. Jeder Deutsche kann unbesorgt die Leipziger Messe besuchen. Er ist in seinem alten Vaterlande als Meßbesucher willkommen, zum Hilfsdienst wird er nicht gebraucht! Auch die Nachricht des „Petit Parisien" in seiner Nummer vom 14. Februar von Unruhen in Leipzig ist eine der Schwindelnachrichten, die der Leipziger Messe Abbruch tun sollen.

Die Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A.-G. in Frankfurt a. M. haben in den letzten Tagen eine sehr wesentliche Erweiterung der Betriebsräumlichkeiten vollzogen. Wir haben hierüber schon kurz berichtet, möchten aber bei der anerkannt hervorragenden Stellung des Unternehmens darauf zurückkommen. Aus kleinen Anfängen hat sich die Firma unter der Führung ihres Generaldirektors Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Heinrich Kleyer zu einem Unternehmen entwickelt, das in seinem stetigen Emporsteigen ein besonders erfreuliches Wirtschaftsbild bietet. Im Jahre 1889 erwarb Heinrich Kleyer an der Höchsterstraße das Stammwerk, das heute den Namen Werk I trägt. Das Grundstück umfaßte damals eine Bodenfläche von 18000 qm mit etwa 6000 qm Werkstatträumen. Hier wurde der Fahrradbau, damals eine Neuheit und Hoffnung der deutschen Industrie, in umfassenderer Weise eingerichtet und auch auf diesem Gebiete der Grund dazu gelegt, der englischen „Bicycle"-Industrie die Vorherrschaft zu entreißen. Wie gründlich und schnell das geschah, wie man aller Vorurteile und Hemmungen Herr wurde, ist heute noch in frischem Gedächtnis. Nachdem die fortschreitende Entwicklung im Jahre 1895 zur Gründung der Aktiengesellschaft geführt hatte, brachte die Aufnahme der Schreibmaschinenfabrikation im Jahre 1898 und hauptsächlich diejenige des Kraftwagenbaus, die eine ungeahnte Entfaltung zur Folge hatte, die Notwendigkeit der räumlichen Ausdehnung in besonders erweitertem Maße mit sich. Wir sehen das Werk I sich allmählich zu einem gewaltigen Fabrikgeviert dehnen, das im Jahre 1913 mit seinen 102595 qm Nutzfläche vielen Tausenden Arbeit und Unterhalt bietet. In diesem Jahre werden nun zwei neue Werke in der unmittelbaren Nachbarschaft hinzuerworben. Es ist das die gegenüberliegende Fabrik, das heutige Werk III und die kleinere Hälfte der damaligen A. E. G.-Lahmeyerwerke, ebenfalls ganz in der Nachbarschaft an der Höchsterstraße belegen; nach knapp drei Jahren wird der Erwerb des Restes dieses Unternehmens vollzogen. An der Spitze der Adlerwerke steht auch heute noch Herr Kommerzienrat Heinrich Kleyer mit seiner führenden Kraft, unter dessen erprobter Leitung in Krieg und Frieden dem Staate und der Wirtschaft wertvolle Dienste geleistet werden.

Wintersport. Ein neuer Weltrekord im Eisschnellaufen über 5000 Meter. In Trondhjem (Norwegen) wurde ein Eisschnellaufen veranstaltet, an dem sich die Elite der norwegischen Schnelläufer beteiligte. Der norwegische Meister Ström erlitt über 500 Meter und 10000 Meter zwei Niederlagen durch Frang und Mamen, gewann aber dagegen in großem Stil das 1500- und 5000-Meter-Laufen. Über die erste Strecke des 5000-Meter-Laufens entspann sich ein harter Kampf zwischen Mamen und Ström. Ström gelang es dann, seinen Gegner mehrere Hundert Meter vor dem Ziel abzuschütteln und das Rennen in der Weltrekordzeit von 8 Minuten 33,7 Sekunden zu gewinnen. Ström hat dadurch den von Matthisen gehaltenen Weltrekord von 8 Minuten 36,3 Sekunden um beinahe 3 Sekunden verbessert. Schwedische Eiskunstlaufmeisterschaften. Die Schwedische Kunstlaufmeisterschaft für Herren gewann der in Berlin studierende Schwede G. Grafström mit 345,65 Punkten und Platzziffer 5 vor H. Flodenberg mit 298,05 Punkten, Platz 10. Die Meisterschaft für Damen fiel an Fräulein S. Noren mit 196,10 Punkten und Platz 6. Zweite wurde Fräulein M. Mauroy mit 193,70 Punkten und Platz 9. Im Paarlaufen siegten Geschwister Palm mit 10,35 Punkten und dem höchst erreichbaren Platz 12.



Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. – Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. – Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.
Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.